

Januar 1/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh Heiligende Seelsorge	1
Nicole Hennecke Sonntagsheiligung – Zwischen Anspruch und Wirklichkeit	3
Georg Blank Abrahamitische Pastoral	10
Lisa Oesterheld/Markus Roentgen „Was sucht ihr?“ (Joh 1,38)	18
Philipp Müller Kirchlich heiraten ohne mit Gott zu rechnen?	22
Leserbrief	30
Literaturdienst: Albert Gerhards, Martin Struck (Hrsg.): Umbruch – Abbruch – Aufbruch?	30

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Dipl.-Theol. Nicole Hennecke, Adolph-Kolping-Str. 104, 54295 Trier | Georg Blank, Bahnstr. 19a, 64846 Groß-Zimmern | Lisa Oesterheld, Bischöfl. Münstersches Offizialat, Kolpingstr. 14, 49377 Vechta | Markus Roentgen, Erzbistum Köln, Hauptabteilung Seelsorge, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prof. i. K. Dr. Philipp Müller, Augustinerstr. 34, 55116 Mainz

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Heiligende Seelsorge

Sternsinger bringen Segen

Die Aktion „Sternsinger“ gehört zu den Erfolgsgeschichten der Pastoral nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Vor 50 Jahren gab es das nur ganz vereinzelt: Als „Könige aus dem Morgenland“ verkleidete Jungen und Mädchen ziehen von Haus zu Haus oder zu jenen Familien, die sich in der Pfarrei gemeldet haben, zeichnen mit Kreide oder per Klebeband die Jahreszahl und die Buchstaben C + M + B an die Haustür, singen ein frommes Lied und erhalten als Dank Geld für die Mission und Süßigkeiten für den eigenen Ranzen. Ihr Segen für das Bundeskanzleramt wird sogar im Fernsehen übertragen.

Ist die Sternsingeraktion wirklich ein Segen für die Gemeinden? Verstehen die Menschen überhaupt, worum es geht? Oder ist alles nur fromme Folklore, die wie Tannenbaum und Lebkuchen zum Weihnachtsfest dazugehört? Berechtigte Fragen, denn für die Haupt- und Ehrenamtlichen bedeutet die Aktion eine Menge zusätzliche Arbeit – und das direkt nach Weihnachten, wo es sowieso genug zu tun gibt.

In den kommenden Monaten möchte ich unter der Überschrift „heiligende Seelsorge“ verschiedene „normale“ Situationen unserer Gemeindepastoral in den Blick nehmen und auf ihren spirituellen Mehrwert für alle Beteiligten befragen. „Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen“ heißt es im Kolosserbrief (3,12). Christen sind von Gott geheiligte Menschen und es wäre fatal,

wenn von solcher Heiligkeit im normalen Gemeindealltag nichts zu spüren wäre.

Wie steht es also mit der von Gott geschenkten Heiligkeit, wenn sich die Sternsinger kurz nach Neujahr auf den Weg in die Gemeinden machen? Ein Beispiel aus unserer Osnabrücker Stadtgemeinde: Im vergangenen Jahr waren die von Erwachsenen begleiteten Kindergruppen gerade wieder ins Gemeindehaus zurückgekehrt, als eine junge Frau im Pfarrhaus anrief. „Ich habe den Termin für die Sternsinger verpasst. Wir erwarten im März unser erstes Kind. Die Sternsinger müssen unbedingt noch kommen und unsere Wohnung segnen.“

Das Erste ist also: Den Segen der Sternsinger wirklich als Segen ernst nehmen! Was bedeutet „Segen“? Das Glaubens-ABC der EKD definiert die Grundbedeutung des Wortes als „mit heilvoller Kraft begaben“. Ein Mensch, dem Segen zugesagt wird, darf von Gott Heil erwarten. Denn der Segen soll in der Kraft Gottes das bewirken, was er aussagt. Besonders deutlich wird das am biblischen Begriff Frieden (Schalom). Er meint und erbittet für den mit dem Friedenswunsch Gesegneten Wohlergehen im umfassendsten Sinne, materiell, körperlich wie seelisch. Genau das erhoffen die Menschen im neuen Jahr für sich selbst, ihre Kinder und ihre Häuser.

Jeder Mensch kann Segen zusprechen. Es ist auch für die Jungen und Mädchen, die als Sternsinger in die Häuser gehen, selbst ein Segen, wenn sie wissen: Wir singen nicht nur ein Lied und sammeln Geld und Süßigkeiten, sondern wir verdeutlichen Gottes Nähe und erbitten seinen Segen für den persönlichen Lebensraum der Menschen in unserer Nachbarschaft. Dazu ist es hilfreich, wenn in der Vorbereitung der Sternsingeraktion nicht nur praktische Dinge geübt und geplant werden. Zum Segen gehört das deutende Wort und das

Zeichen. Die Sternsinger sollten in einer gemeinsamen Feier mit dem Segen beauftragt und gesandt werden. Als Pfarrer ist es für mich persönlich ergreifend, wenn die Kinder an meiner eigenen Wohnungstür den Segen für das Neue Jahr erbitten. Auch als Seelsorger, der zum Segnen beauftragt ist, stelle ich mich unter den Segen der Kinder und Jugendlichen.

„Seelsorge heiligt den Seelsorger“ hat der Jesuit Pater Georg Mühlenbrock 1962 als Quintessenz seiner Seelsorge für Priester formuliert. Er würde diese Aussage heute sicherlich auf die vielen Laien ausweiten, die als Seelsorgerinnen und Seelsorger gemeinsam mit den Priestern in der Pastoral unserer Gemeinden arbeiten. Denn das gilt für Priester und Laien: Wenn ich Frieden und Segen zusage, kehren auch Frieden und Segen zu mir zurück. Der Stoßseufzer am Abend der Sternsingeraktion „Gott sei Dank, das hat doch insgesamt gut geklappt“ heißt dann eben auch: Ich habe heute viel Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung erfahren; Menschen in der Dritten Welt werden durch unsere Gaben gefördert; die Kinder haben Freude gespürt und Verantwortung übernommen. So wird praktische Arbeit zum Segen für die Gemeinde und für die Verantwortlichen selbst. Das „Gott sei Dank“ ist nicht nur als Stoßseufzer berechtigt!

Liebe Leserinnen und Leser,

mit dem Wunsch für ein gesegnetes, friedvolles und im seelsorglichen Bemühen vertrauensvoll fortfahrendes Neues Jahr nehme ich Sie gerne mit hinein in die Lektüre der Beiträge zum Monat Januar. Fast tagesaktuell wendet sich der Eröffnungartikel aus der Feder von **PR Nicole Hennecke** aus dem Erzbistum Köln, zz. freigestellt zur Promotion im Fach Kirchenrecht, der Frage des Sonntags zu, der im Urteil des BVerfG vom 1.12.2009 eine überraschende Stärkung erfahren hat. Umso mehr stellt sich eine „Gretchen-Frage“ ins Innere der Kirche hinein: Wie halten wir es selber mit dem Sonntag? Zu ihrer Bearbeitung hilft der Artikel mit klaren Kriterien.

PR Georg Blank aus Groß-Zimmern im Bistum Mainz, seit 2000 auch Mitglied der AGPR, entwickelt anhand der verschiedenen Stationen des biblischen Abraham-Zyklus eine äußerst spannende Lesart des Stichwortes „Pastoral-“ als erstem Bestandteil der Bezeichnung Pastoralreferent(in).

Eine der derzeit am wenigsten erreichten Gruppen innerhalb der Kirche sind die jungen Erwachsenen zwischen 20 und 40. Über ein speziell an sie sich wendendes Exerzitenprojekt berichten die beiden verantwortlichen Leiter, **PR Lisa Oesterheld** und **Markus Roentgen**, beide jeweils zuständig für den Bereich Exerziten und Spiritualität im Bischöfl. Münsterschen Offizialat Vechta bzw. im Generalvikariat des Erzbistums Köln.

Prof. i.K. Dr. Philipp Müller, Priester des Erzbistums Freiburg und Pastoraltheologe an der KFH Mainz, entwickelt Überlegungen zur Ehevorbereitung unter heutigen pastoralen Bedingungen mit den der Kirche zur Verfügung stehenden Potenzialen. Dabei wird der Ausblick nach Inspiration auf die deutsche Bistumslandschaft wie auch auf das französische Bistum Angoulême hin geweitet.

Eine spannende Lektüre zum Jahreseinstieg wünscht Ihnen wie immer

Ihr

Gunther Fleischer

Sonntagsheiligung

– Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

1. Situationsaufriss

Der Schutz des Sonntags ist nach wie vor Thema in der gesellschaftlichen Diskussion. In den letzten Monaten ist dazu die Verfassungsbeschwerde der Erzdiözese Berlin und der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg zu verfolgen gewesen. Die Kirchen sahen den verfassungsmäßigen Schutz des Sonntags durch das Ladenschlussgesetz des Landes Berlin von 2006/2007 gefährdet, da dieses eine Öffnung der Geschäfte an den vier Adventssonntagen und darüber hinaus an sechs weiteren Sonntagen im Jahr vorsieht. Nachdem es am 23. Juni 2009 in Karlsruhe zu einer mündlichen Verhandlung gekommen war, wurde am 01. Dezember das Urteil verkündet. Dieses hat die Verfassungsbeschwerde in weiten Teilen für zulässig erklärt und ihr stattgegeben. Dem Urteil zufolge dürfen die Geschäfte nicht an allen vier Adventssonntagen öffnen.¹

Dass die Entscheidung in solch deutlicher Weise ausfallen würde, war nach der mündlichen Verhandlung nicht abzusehen, da zunächst die Fragen noch nicht beantwortet waren, ob die Kirchen einen rechtlichen Schutz des Sonntags einfordern können und wo die verfassungsrechtlichen Grenzen der Ladenöffnung an den im Berliner Gesetz genannten Tagen liegen.

„An den Sonn- und Feiertagen soll grundsätzlich die Geschäftstätigkeit in Form der Erwerbstätigkeit, insbesondere der Verrichtung abhängiger Tätigkeit ruhen“, so der Präsident des BVerfG Hans-Jürgen Papier in der Urteilsbegründung. Dabei werde der Sonntag nicht nur in Blick auf die

Religionsfreiheit geschützt, sondern auch in seiner Bedeutung für die Erholung und das soziale Zusammenleben der Menschen.²

An diesem aktuellen Konflikt spiegelt sich eine mittlerweile seit Jahrzehnten andauernde Diskussion wider, in der sich die katholische wie die evangelisch-lutherische Kirche immer wieder durch Erklärungen zum Sonntag bemühen, den Sonntagsschutz zu garantieren und im gesellschaftlichen Bewusstsein zu halten. Die Debatte ist auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen zu verstehen, in deren Kontext sich z.B. das Freizeitverhalten vieler Personen verändert hat. Standen früher noch Erholung und Ruhe im Vordergrund, so werden diese Ziele u.a. durch die veränderten Arbeitsbedingungen, in denen nur wenige Menschen körperlich hart arbeiten, oftmals ersetzt durch den Wunsch nach Aktivität. Zudem steht der Sonntag im Horizont des gesamten Wochenendes, das für die Mehrzahl der Bevölkerung am Freitagnachmittag bereits beginnt und seinen Schlusspunkt im Sonntag findet. Ein dritter zu berücksichtigender Aspekt ist in der Flexibilität heutiger Arbeit zu sehen, wodurch die Grenze zwischen Freizeit und Arbeitszeit zunehmend verwischt, da viele Tätigkeiten auch von zuhause aus erledigt werden können.

Muss also vom Sonntag als einem gefährdeten Gut gesprochen werden? Die Vielzahl an Schriften seitens der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) zum Sonntagsschutz scheinen dies nahe zu legen. Für eine weitergehende Beurteilung, der dortigen Argumentation bedarf es jedoch zunächst einer Betrachtung der staatlichen und kirchlichen Gesetzeslage. In einem weiteren Schritt ergibt sich schließlich die Frage, wie es im binnenkirchlichen Bereich selbst aussieht. Wie füllen speziell Priester, Diakone und hauptamtliche Mitarbeiter(innen) den Begriff der Sonntagsheiligung für ihr eigenes Leben? Laut Arbeitsvertrag gehört der Sonntag zur

Arbeitswoche, jedoch besteht das Recht auf einen freien Werktag als Ausgleich. Gehört die Eucharistiefeyer am Sonntag zur Arbeitszeit, oder erst ab der zweiten und dritten Messe? Gibt es eine bestimmte Kultur der Sonntagsheiligung oder wird der Sonntag eingeebnet als Dienstzeit?

2. Sonntagsheiligung und Sonntagschutz

a) Aussagen einschlägiger Quellen

Der Terminus der Sonntagsheiligung besitzt eine biblische Verankerung, indem Gott als Schöpfer den siebten Tag für heilig erklärt hat (Gen 2,3) und der Mensch im Dekalog aufgefordert wird, den Sabbat heilig zu halten (Ex 20,8). Sonntagsheiligung beschreibt demnach den Umgang des Gläubigen mit diesem Tag. Erste Priorität genießt dabei über Jahrhunderte hinweg der Messbesuch, während die weitere Gestaltung durchaus unterschiedliche Akzentsetzungen erfährt.

Um nun die aktuelle Situation des Sonntags zu bewerten, sollen im Folgenden die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, die den Begriff inhaltlich gefüllt hat, allerdings ohne ihn als solchen zu verwenden, und die entsprechenden Normen des kirchlichen Gesetzbuches von 1983 näher untersucht werden.

In der Tatsache, dass die Konzilsväter in *Sacrosanctum Concilium*³ dem Sonntag einen eigenen Artikel (SC 106) gewidmet haben, spiegelt sich bereits die Bedeutung und Wertschätzung, die diesem Tag zugemessen wird, wider. Im Vordergrund stand die Intention, den österlichen Charakter des Sonntags wieder stärker zu profilieren. Dem entsprechend deklariert der Artikel in ausführlicher Weise das Ostergeheimnis (*mysterium paschale*) zum Urgrund und Zentrum der Sonntagsfeier.⁴ Die Verbindung von Auferstehungstag und Sonntag erfolgt aufgrund apostolischer Überlieferung.

Neben der Rückbindung an die Auferstehung, von der her der Tag seit aposto-

lischer Zeit „Herrentag“ (*dies Domini*) genannt wird, ergänzt der Konzilstext die Aussage um die Ausrichtung des Sonntags auf die eschatologische Erwartung der Wiederkunft des Herrn am „Tag des Herrn“⁵ (*dies dominica*). Aus dieser heilsgeschichtlichen Ausspannung des „Christustages“⁶ folgen notwendig bestimmte Verhaltensweisen der Gläubigen, die verpflichtet sind, zusammenzukommen, das Wort Gottes zu hören und an der Eucharistie teilzunehmen. In diesem Vollzug begeht die Gemeinde das Gedächtnis des österlichen Geheimnisses und dankt Gott zugleich für seine erlösende Heilstat. Aus dieser Charakterisierung ergeben sich also zunächst und an erster Stelle liturgische Implikationen, die jedoch nicht in sich selbst verhaftet bleiben, sondern die Bedeutung dieses „ursprüngliche[n] Feiertag[es]“ (SC 106) soll den gesamten Charakter des Christustages prägen, insofern dieser geprägt ist von „Freude“ und „Freisein von Arbeit“ bzw. „Muße“ (SC 106). In seiner wöchentlichen Wiederkehr wird dieser Tag somit zum „Fundament und Kern des ganzen liturgischen Jahres“.

In der Betrachtung der entsprechenden Normen des kirchlichen Gesetzbuches von 1983 (CIC) fällt zunächst ein wesentliches Merkmal des geltenden Kodex auf, welches in dem Umstand besteht, dass der Gesetzgeber an vielfachen Stellen theologische Aussagen an den Beginn von thematischen Abschnitten gestellt hat (vgl. z. B. die theologischen Normen zu Beginn der Abschnitte zu den einzelnen Sakramenten: cc. 998, 1008, 1055 CIC u.a.). Diese Praxis legt Zeugnis ab für die theologische Fundierung des Kirchenrechts, das im Wesen der Kirche selbst verankert ist. Oftmals ist eine Aufnahme von Formulierungen aus den Konzilstexten erkennbar, so auch in Bezug auf die Normen zum Sonntag, die sich im Buch IV *De Ecclesiae munere sanctificandi* unter dem Titel II *De temporibus sacris* (cc. 1244-1253 CIC) finden und dort zusammen mit den Feiertagen (cc. 1246ff. CIC) und Bußtagen (cc. 1249-1253 CIC) behandelt werden.

Dementsprechend nimmt c. 1246 § 1 CIC die primären Termini von SC 106 auf:

„Der Sonntag, an dem das **österliche Geheimnis** gefeiert wird, ist aus **apostolischer Tradition** in der ganzen Kirche als der gebotene **ursprüngliche Feiertag** zu halten.“ (c. 1246 § 1 CIC) [Hervor. N.H.]

In einem weiteren Schritt werden die inhaltlichen Konsequenzen für die Gläubigen – ähnlich wie es bereits die Konzilsväter beschrieben haben – in zwei Klassen normiert:

„Am Sonntag und den anderen gebotenen Feiertagen sind die Gläubigen zur Teilnahme an der **Meßfeier verpflichtet** (*obligatione tenentur Missam participandi*); sie haben sich darüber hinaus jener Werke und Tätigkeiten zu enthalten, die den Gottesdienst, die dem Sonntag **eigene Freude** (*laetitia propria*) oder die **Geist und Körper geschuldete Erholung** (*debitam mentis ac corporis relaxationem*) hindern.“ (c. 1247 CIC) [Hervor. N. H.]

Grundlegend ist demnach die Versammlung der Gläubigen zur Eucharistiefeyer am Sonntag.⁷ Erst in Abstufung dazu bringt der Gesetzgeber – wie bereits die Konzilsväter – weitere Merkmale des Herrentages ins Wort, so die dem Tag eigene Freude und die Geist und Körper geschuldete Erholung. Um diese zu gewährleisten haben sich die Gläubigen all den Werken und Tätigkeiten zu enthalten, die diesen Zielen entgegenstehen. Dass sich die angemahnte Enthaltung auch auf alles bezieht, was die Feier des Gottesdienstes behindern könnte, kann als Selbstverständlichkeit beschrieben werden.

Es ist deutlich zu erkennen, dass das Gesetzbuch im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil den Sonntag als Christustag, also als Auferstehungstag beschreibt und daraus drei, wenn auch nicht gleichwertige Beschreibungen des Tages hinsichtlich dessen Gestaltung vor-

nimmt. Zum einen folgt aus der Bedeutung des Heilsereignisses die Versammlung der Gläubigen zum Hören des Wortes Gottes und zur Feier der Eucharistie. Die Feier der Liturgie impliziert andererseits aus ihrem Wesen, dass sie sich nicht erschöpft im Ritus selbst, sondern über diesen hinausgeht und sich im Leben der Gläubigen auswirkt. So bildet diese vergegenwärtigende Feier den Wurzelgrund für die „eigene Freude“ des Sonntages. Insofern der Herrentag sich fundamental in seiner Ausrichtung von den übrigen Tagen der Woche unterscheidet, erschließt sich im Weiteren aus diesem Zusammenhang, dass der Tag gleichzeitig frei sein muss von den üblichen alltäglichen Dingen des Lebens, wozu primär die Erwerbsarbeit zählt. Nur so besteht die Möglichkeit, das *vacare Deo* zu pflegen.

Interessant ist der Unterschied in der Formulierung zwischen Konzilstext und CIC. Denn während das Konzil aus der Perspektive der Auferstehung vom Tag der Freude und der Muße⁸ spricht, bringt der kirchliche Gesetzgeber die Geist und Körper geschuldete Erholung ins Wort. Während jedoch die Muße – wie gesagt – eine Äußerung der Freude selbst ist, um Zeit zu haben zum Lob und Dank Gottes, zieht der CIC eine Verbindung zur Arbeitswoche, von der sich der Mensch erholen soll. Das heißt, es wird an dieser Stelle ein Motiv des Schöpfungsberichtes eingebracht: „Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun“ (Ex 20,9f.).

Bekanntermaßen ist der Sonntag nicht nur Bestandteil der kirchlichen Gesetzgebung, sondern in der Bundesrepublik Deutschland verfassungsrechtlich grundgelegt über Art. 140 Grundgesetz (GG), der die Artikel 136 bis 141 der Weimarer Reichsverfassung (WRV) von 1919 inkorporiert hat. Die für das hier behandelte Thema entscheidende Aussage steht in Art. 139 WRV:

„Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der **Arbeitsruhe** und der **seelischen Erhebung** gesetzlich geschützt.“ [Hervor. N.H.]

Der Sonntagsschutz besitzt in der Bundesrepublik Deutschland den Charakter einer institutionellen Garantie.⁹ Umstritten ist, ob es sich dabei um eine institutionelle Garantie *mit* oder *ohne* subjektiven Gehalt handelt. Für erstere Variante spricht, dass eine mehrfache Grundrechtsnähe auszumachen ist. So dienen Sonn- und Feiertage z.B. der Familie (Art. 6 GG), der Versammlungsfreiheit (Art. 8 GG) und nicht zuletzt der Religionsausübung (Art. 4 GG).¹⁰ Allerdings wird die Ermöglichung subjektiver Interessen oftmals nur als mittelbare Folge der Gesetzesaussage verstanden; demnach stünde im Zentrum eine objektive Ausrichtung der Norm mit einem vielfältigen Schutzzweck.¹¹

Der Artikel beschreibt den Sonntag als von Arbeitsruhe und seelischer Erhebung geprägten Tag. Darin soll er sich als solcher wesentlich von den übrigen Wochentagen unterscheiden. Nahe liegend ist dafür die Qualität der Arbeitsruhe als Unterscheidung von den „typisch werktäglichen Betätigungen“.¹² Die Gewährleistung von Arbeitsruhe bildet dann auch die Voraussetzung für die seelische Erhebung, wobei dieser Terminus hinsichtlich seiner genauen Bedeutung umstritten ist. Dass damit eine dezidiert religiöse Aussage getroffen werden soll, steht dem Selbstverständnis eines weltanschaulich-neutralen Staates entgegen, sodass vielmehr Kästner zu folgen ist, wenn er diese Qualität als Möglichkeit des Einzelnen beschreibt, sich „entsprechend seiner persönlichen religiösen oder weltanschaulichen Überzeugung mit geistigen bzw. geistlichen Fragen menschlicher Existenz auseinanderzusetzen und die betreffenden Tage adäquat zu begehen“.¹³

Begleitend zu dieser Grundgesetznorm müssen allerdings seit der Föderalismusreform¹⁴ noch die Ländergesetzgebungen

berücksichtigt werden, da die Kompetenz für den Ladenschluss auf die Bundesländer übergegangen ist und in diesem Zusammenhang auch Aussagen über den Sonntagsschutz notwendig sind. Dabei gibt es vier unterschiedliche Varianten in den Aussagen der einzelnen Länder: Erstens können Verfassungen keine Regelungen zum Sonn- und Feiertagsschutz enthalten (so in Hamburg, Niedersachsen, Schleswig-Holstein); zweitens kann zwar keine eigene Regelung, aber ein Bezug zum Bundesrecht gegeben sein (Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen); drittens die Länder, die hinter der Aussage von WRV Art. 139 zurückbleiben, indem sie nur die Arbeitsruhe erwähnen (Berlin¹⁵, Brandenburg, eingeschränkt in Bremen). Schließlich gehen die Landesverfassungen bisweilen über den Wortlaut hinaus, insofern sie diesen deutlicher oder detaillierter fassen (vgl. NRW¹⁶, Rheinland-Pfalz, Saarland).¹⁷

In Betrachtung der Quellenaussagen mutet es zunächst fraglich an, warum es eigens des expliziten Sonntagsschutzes in Form von Erklärungen und Kampagnen bedarf, da dieser doch als hinreichend – auch in der staatlichen Gesetzgebung – gewährleistet erscheint. Woher rührt also die Notwendigkeit für die vier von der DBK und der EKD seit 1984 verfassten Erklärungen und wie begegnen die Kirchenvertreter den ausgemachten Gefährdungen?

b) Veränderte gesellschaftliche Bedingungen und die kirchliche Sorge für den Sonntag

Spätestens seit 1984 wird deutlich, dass die Kirchen in Deutschland eine akute Gefährdung des Sonntags ausmachen, denn seit dieser Zeit sind eine Vielzahl an gemeinsamen Erklärungen und Kampagnen zum Schutz desselben veröffentlicht und durchgeführt worden. In den vier Erklärungen benennen die Kirchenvertreter gesellschaftliche und religiöse Veränderungen, die sie als Ursache der Sonntaggefährdung ausmachen und gegen die sie sich wehren,

indem sie versuchen, den Sonntag wieder stärker im Bewusstsein der Gläubigen zu verankern.

Neben den ersten beiden kleineren Erklärungen¹⁸ erweist sich eine Beschäftigung mit den späteren zwei Schriften als lohnenswert, da dort der Sonntagsschutz im Kontakt mit den gesellschaftlichen Bedingungen entwickelt wird. So tragen die Verfasser in „Unsere Verantwortung für den Sonntag“¹⁹ (1988) eine Aufzählung verschiedener Bedrohungen des Sonntags zusammen: Zunächst werden Bestrebungen von Unternehmen und Firmen um Ausnahmegenehmigungen genannt mit dem Ziel einer kontinuierlichen Nutzung von kapitalintensiven Maschinen sowie eine flexiblere Gestaltung der Arbeitszeitwoche durch eine Ausdehnung von sechs auf sieben Arbeitstage. Bei einer Nichtgewährung dieses Ansinnens werde zugleich das Argument des Wettbewerbsnachteils besonders auf dem Hintergrund einer globalisierten Wirtschaft geltend gemacht. Neben wirtschaftlichen und technischen Argumenten nehmen die Autoren der Erklärung den zunehmend wichtiger werdenden Dienstleistungsbereich hinzu, in dem bereits vor 21 Jahren die Sonn- und Feiertagsarbeit am stärksten zugenommen habe. Denn allgemein verfüge die Bevölkerung über einen immer größeren „Lebensbereich ‚Freizeit‘ [...], „in dem Menschen nicht nur Erholung und Entspannung suchen, sondern zugleich neue Entfaltungsmöglichkeiten, neue Aktivitäten und soziale Kontakte sowie neue Sinnerfahrung“ (n. 4). Berücksichtigt wird aber auch der Umstand, dass Sonn- und Feiertagsarbeit durchaus als attraktiv wahrgenommen werde, insofern diese Tätigkeiten durch ein deutlich höheres Entgelt entlohnt werden.

Diesem Befund stellen die Kirchenvertreter die Frage gegenüber: „Was bedeutet uns der Sonntag?“ An dieser Stelle verweisen die Autoren in allen vier Dokumenten zunächst auf die Aussagen des Alten Testaments zur Sabbathheiligung (Ex 20,8–11) und den Schöpfungsbericht (Gen 2,3), um den Sonntag dann im Licht des Neuen

Testamentes als Auferstehungstag zu charakterisieren.

Neben dieser Beschreibung aus der innerkirchlichen Bedeutung heraus wird jeweils auch die gesamtgesellschaftliche Perspektive in den Blick genommen; so im Schreiben „Menschen brauchen den Sonntag“²⁰ (1998): „Der Sonntag als Tag der Arbeitsruhe und der Besinnung ist gerade in einer Zeit des gesellschaftlichen Wandels für die humane Qualität menschlichen Lebens und Zusammenlebens unentbehrlich“ (n. 16).

Schließlich überlegt das Schreiben von 1988 in einem dritten Gedankenschritt, was nun aufgrund dieser Voraussetzungen zu tun sei, und fordert eine „Wiederentdeckung dessen, was mit Sonntagsheiligung gemeint ist“.

3. Sonntagsheiligung als innerkirchliches Thema – ein Ausblick

In der Beschäftigung mit der Thematik fallen zwei Dinge auf: Zum einen wird innerhalb der kirchlichen Texte eine gewisse Unverhältnismäßigkeit sichtbar, insofern die Schilderung der aktuellen Gefährdungen einen breiten Raum einnimmt und demgegenüber die zentrale Botschaft zum christlichen Sonntag als Auferstehungstag – gemessen an dem theologischen Stellenwert dieses Ereignisses – vergleichbar kurz behandelt wird. Der Eindruck kann nicht ganz zur Seite geschoben werden, dass es sich hierbei um eine solche Selbstverständlichkeit handle, dass sie keiner ausführlichen Darlegung bedürfe. Jedoch führt dies dazu, dass die Erklärungen eher reagierend denn agierend wirken.

Dieser Befund erhält besonders im Blick auf den zweiten Umstand einen negativen Beigeschmack, denn – zurückhaltend formuliert – ist es zumindest erstaunlich, dass die Kirchen sich dermaßen intensiv für den Sonntagsschutz engagieren, andererseits aber nicht erwähnen, dass sie selber von Priestern, Diakonen und pastoralen Mitarbeiter(innen) selbstverständlich erwarten, dass der Sonntag als Arbeitstag gerechnet

wird und es dafür einen freien Tag in der Woche gibt.

Zum ersten Punkt: Im Abschnitt 2a dieses Beitrags konnte aufgezeigt werden, dass der Sonntag in zentralen kirchenamtlichen Dokumenten eindeutig verankert wird in der Auferstehung Jesu Christi. Erst aus dieser inhaltlichen Füllung ergeben sich Folgerungen für das Verhalten der Gläubigen an diesem Tag, so an erster Stelle die Teilnahme an der Eucharistiefeyer der Gemeinde. Es gilt den Kerngedanken zu profilieren, dass aus der Feier der Auferstehung sich folgerichtig die Feier des Sonntags als dessen Gedächtnistag ergibt. Wenn die christliche Gemeinde aus dem Glauben an die Auferstehung lebt, kann es keine Alternative zum Sonntag geben. Zugespitzt formuliert ist die Gefahr einer gewissen christologischen Schiefelage nicht zu verkennen, wenn zum Dreh- und Angelpunkt innerhalb der Argumentation zum Sonntagsschutz die Aussage des Schöpfungsberichts bzw. die zitierte Stelle des Exodusbuches gemacht wird und die Auferstehung sozusagen hinten dran gehangen wird.²¹ Es könnte an dieser Stelle eingewendet werden, dass sich von der Gottesruhe am siebten Tag viel einfacher auf die notwendige Ruhe des Menschen am ersten Tag²² der Woche schlussfolgern lasse, aber erstens sollte es nicht um kurzfristige Nützlichkeitsabwägungen gehen, sondern im Vordergrund steht ein theologischer Kerngehalt christlichen Glaubens. Zweitens ist eine bedenkliche theologische Argumentation zu erkennen, wenn nahezu wörtlich der Schöpfungsbericht übertragen wird. Das einzige, was sicher zu sagen ist, kann mit Alexander Foitzik formuliert werden: „Nicht Gott braucht den Sonntag, sondern der Mensch.“²³ Die Notwendigkeit eines Ruhetages – der sich zunächst einmal nur dadurch auszeichnet, dass er der üblichen Arbeitstätigkeit entzogen ist – wird auch aus soziologischer und psychologischer Perspektive nicht geleugnet. Dies ist zugleich der Grund dafür, warum es sinnvoll ist, dass die Kirchen auch stets gesamtgesellschaftliche Argumente in die Diskus-

sion um den Sonntagsschutz einbringen, doch hilft die wörtliche Übertragung des göttlichen Ruhetages hier wenig weiter. Vielmehr muss neben der Beachtung von sozio-psychologischen Erkenntnissen die inhaltliche Begründung des Sonntags an erster Stelle über die Feier der Auferstehung erfolgen. Denn aus der Perspektive eines weltanschaulich neutralen Staates kann durchaus darüber diskutiert werden, ob der erforderliche Ruhetag der Sonntag sein muss, aus christlicher Sicht kann es dazu keine Alternative geben.

Es muss immer wieder kritisch hinterfragt werden, ob die aktuelle Praxis des Sonntags das Anliegen der Konzilsväter noch ausreichend im Blick hat, denen es darum ging den Sonntag in erster Linie als Christustag in seiner Ausspannung zwischen Auferstehung und Wiederkunft im Bewusstsein der Gemeinden und des einzelnen Gläubigen zu verankern.²⁴

Zum zweiten Punkt: Um gleich zu Beginn einem Missverständnis vorzubeugen: Es soll hier nicht um Kritik oder Verurteilung gehen, vielmehr soll dieser Aspekt zum Nachdenken über den eigenen Umgang mit dem Sonntag anregen, besonders aus der Perspektive des Priesters, Diakons und des /der hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiters bzw. Mitarbeiterin. Denn es bedarf keiner Diskussion, dass auch für diese Gruppen die Verpflichtung zur sonntäglichen Eucharistiefeyer besteht und diese Zeit grundsätzlich von der Mehrheit nicht als Arbeitszeit deklariert werden wird. Wie verhält es sich aber, wenn es sich – und das dürfte inzwischen der pastorale Normalfall sein – nicht mehr nur um eine Eucharistiefeyer am Sonntag handelt, sondern um zwei bis drei, zu denen sich schnell weitere Gemeindeaktivitäten gesellen, bis hin zu Sonntagen, die in ganze Wochenendveranstaltungen (z.B. innerhalb der Kommunionvorbereitung) eingebunden sind? Welche Praxis der Sonntagsheiligung entwickelt da der/die Einzelne für sich, besonders auf dem Hintergrund von Familie? Denn auch in der öffentlichen Diskussion wird immer darauf verwiesen, dass ein freier Tag

in der Woche eigentlich kein gleichwertiger Ausgleich ist, weil er u. a. dazu führen kann, dass Familienmitglieder an ganz unterschiedlichen Tagen frei haben. Schließlich gehen diese Überlegungen noch einen Schritt weiter, wenn die Frage hinzukommt, inwiefern besonders Priester dann ihren „freien Tag“ begehen. Bedeutet „frei“ letztlich auch frei von Eucharistiefeier und Breviergebet?

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Sonntag kirchlich wie staatlich auf stabilen Fundamenten aufruhet. Es ist aber trotzdem notwendig, die seit langem eingesetzten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen frühzeitig wahrzunehmen, um möglichen Gefährdungen bzw. einer Aushöhlungen des Sonntagsschutzes vorzubeugen oder diese zu verhindern. Hierzu leisten die beiden großen Kirchen in Deutschland einen wertvollen Dienst, wie es die Verfassungsbeschwerde jüngst gezeigt hat. Dementsprechend begrüßten die Beschwerdeführer das Urteil: „Mit dem Sonntagsschutz wird eine wichtige soziale Institution gewahrt, die kulturelle Qualität des Zusammenlebens und der Raum der Freiheit der Religionsausübung. Wir werden uns weiterhin dafür einsetzen, dass der Sonntag als Tag der Arbeitsruhe, der Besinnung und des Gottesdienstes erhalten bleibt. Es ist ein Tag für die Familie, für das ehrenamtliche Engagement in Vereinen und Initiativen und der Begegnung, ein Tag, der sich erkennbar von den Werktagen unterscheidet.“²⁵

Gerade hinsichtlich der Rolle der Kirchen in diesem Thema sollten jedoch in Zukunft zwei Desiderate berücksichtigt werden: Zum einen gilt es die Bedeutung des Sonntags stärker und eindeutiger aus der Auferstehung herzuleiten, und zum anderen wäre es eine Option im Interesse der eigenen Glaubwürdigkeit als Priester, Diakon oder hauptamtliche(r) Mitarbeiter(in) die eigene Sonntagsheiligung bewusst zu hinterfragen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. BVerfG, 1 BvR 2857/07 vom 1.12.2009. „Die Regelung über die Öffnung von Verkaufsstellen an den Adventssonntagen in § 3 Absatz 1 Alternative 2 des Berliner Ladenöffnungsgesetzes vom 14. November 2006 [...] ist mit Artikel 4 Absatz 1 und Absatz 2 in Verbindung mit Artikel 140 des Grundgesetzes und Artikel 139 der Weimarer Reichsverfassung unvereinbar.“
- ² <http://www.tagesschau.de/wirtschaft/ladenoeffnung100.html> (Zugriff: 03.12.2009).
- ³ Konstitution über die heilige Liturgie „Sacrosanctum Concilium“, in: AAS 56 (1964) 97–134, dt. Übers.: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Peter Hünemann, Bernd Jochen Hilberath (Hgg.), Bd. 1. Freiburg i. B. 2004, 3–56.
- ⁴ Auffällig ist, dass keine Verknüpfung von Schöpfungsbericht und Begründung des Sonntags erfolgt. Dies wird im zweiten und dritten Abschnitt dieses Beitrages noch einmal zu bedenken sein, wenn die heutigen Ansätze für den Sonntagsschutz von kirchlicher Seite thematisiert und hinterfragt werden.
- ⁵ Vgl. Offb 1,10.
- ⁶ Theologischer Kommentar zur Konstitution über die heilige Liturgie Sacrosanctum Concilium von Reiner Kaczynski, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Peter Hünemann, Bernd Jochen Hilberath (Hgg.), Bd. 2. Freiburg i. B. 2004, 53–197, 183.
- ⁷ In beiden Fällen zeugt die Wortwahl (SC: „*in unum convenire debent*“; CIC: „*obligatione tenetur*“) von einer ernsthaften bzw. echten Verpflichtung der Gläubigen. Dabei gehört das Wort *debere*, das im CIC ca. 250 Mal Verwendung findet, zu den „rechtssprachlich intensivsten Begriffen“, die eine strenge Pflicht zum Ausdruck bringen. (Vgl. Georg May, Anna Engler, Einführung in die kirchenrechtliche Methode. Regensburg 1986, 172; Thomas A. Amann, Gebot und Verbot in der Rechtssprache des CIC, in: Karl Theodor Geringer (Hg.), *Communio in ecclesiae mysterio*, FS Aymans. St. Ottilien 2001, 3–28, bes. 14–17.) Die nähere Beschreibung der Art und Weise, wie diese Pflicht zu erfüllen ist, thematisiert c. 1248 CIC.
- ⁸ In der Übersetzung Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil (vgl. Anm. 2) heißt es: „Freisein von Arbeit“.
- ⁹ Eine institutionelle Garantie schützt öffentlich-rechtliche Einrichtungen. (Vgl. Boris Bullmann, Sonn- und Feiertagsschutz in Deutschland – Ein Überblick, in: *Kirche und Recht* 14 [2008] 249–269, 255.)
- ¹⁰ Vgl. ebd.
- ¹¹ Vgl. ebd.

- ¹² Karl-Hermann Kästner, Der Sonntag und die kirchlichen Feiertage, in: Handbuch des Staatskirchenrechts der Bundesrepublik Deutschland, Joseph Listl und Dietrich Pirson (Hgg.). Berlin, ²1995, 337–368, 342.
- ¹³ Ebd. 343.
- ¹⁴ BT-Dr. 16/813,3.
- ¹⁵ Art. 35, Abs. 1 VvB: „Der Sonntag und die gesetzlichen Feiertage sind als Tage der Arbeitsruhe geschützt.“
- ¹⁶ Art. 25, Abs. 1 NRWVerf: „Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage werden als Tage der Gottesverehrung, der seelischen Erhebung, der körperlichen Erholung und der Arbeitsruhe anerkannt und gesetzlich geschützt.“
- ¹⁷ Die Verfassungen von Bayern und Hessen stimmen im Wortlaut mit Art. 139 WRV überein, Baden Württemberg nimmt darauf Bezug und stellt noch eine eigene Bestimmung zur Seite.
- ¹⁸ Gemeinsames Wort der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Den Sonntag feiern, 1. Advent 1984, hrsg. vom Sekretariat der DBK. Gemeinsames Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz, Der Sonntag muss geschützt bleiben, 16. September 1985, hrsg. vom Sekretariat der DBK.
- ¹⁹ Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Unsere Verantwortung für den Sonntag, 25. Januar 1988, hg. vom Sekretariat der DBK, Arbeitshilfe 57 und vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD Texte 22).
- ²⁰ Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz, Menschen brauchen den Sonntag, 16. September 1999. Veröffentlichung nur als Pressemitteilung. Einzusehen unter: www.ekd.de/EKD-Texte/menschen_sonntag_1999.html.
- ²¹ Vgl. dazu: Einleitendes Votum von Bischof Wolfgang Huber bei der mündlichen Verhandlung vor dem Bundesverfassungsgericht zum Berliner Ladenöffnungsgesetz, 23. Juni 2009. Vgl. www.ekd.de/sonntagsruhe/aktuell/beitraege/090623_votum_bundesverfassungss-gericht.html (Zugriff: 04.08.2009).
- ²² Die Zählweise und die Verschiebung einzelner Elemente des Sabbats auf den Sonntag kann an dieser Stelle nicht ausführlich behandelt werden.
- ²³ Alexander Foitzik, Ruhelos – Kirchen starteten eine Initiative zum Sonntagsschutz, in: HK 61 (2007) 490ff., 491.
- ²⁴ Vgl. Kaczynski (Anm. 5), 184.
- ²⁵ Pressemitteilung der DBK vom 01.12.2009 (<http://dbk.de/aktuell/meldungen/02107/index.html>).

Georg Blank

Abrahamitische Pastoral

Was sich hinter diesem Begriff verbirgt, ist eine fast zweijährige Antwortsuche nach der Frage: Was ist das „Pastoral-“ am Pastoralreferenten? Im Laufe dieser Zeit habe ich den Begriff „abrahamitische Pastoral“ für meine Antwortversuche geprägt. Dieser Begriff ist mir mittlerweile so vertraut, so dass ich manchmal wie selbstverständlich davon ausgehe, ihn meinem Gegenüber nicht mehr erklären zu müssen.

Jeder Theologe weiß, was Pastoraltheologie ist. Deshalb soll das, was ich hier schreibe auch keine theologiewissenschaftliche Abhandlung über die Pastoral sein. Eher eine Sammlung von Gedanken eines Pastoralreferenten, der seit 30 Jahren im Dienst ist, den die Frage nach seinem Berufsbild nicht locker gelassen hat und der von lieben Kollegen mutmachende Aufforderungen bekam, diese Gedanken aufzuschreiben.

Abrahamitische Pastoral ist der Versuch, die Arbeit nicht getrennt von der Person des Pastoralreferenten zu betrachten. Es ist der Versuch, das Innen- und Außenleben des pastoralen Mitarbeiters in der Kirche zusammen zu betrachten. Es ist der Versuch, das „Pastoral-“ vom Pastoralreferenten als Prozess zu verstehen, der sein Leben und seine Arbeit ausmacht und prägt.

Für mich persönlich hat abrahamitische Pastoral neue Wege der Auseinandersetzung mit meinem Berufsbild aufgezeigt und mich gelehrt, die breitgetretenen Pfade der Abgrenzungsdiskussion zum Priesteramt zu verlassen. Sie lässt mich meine Arbeit anders reflektieren. Sie hat mir geholfen, meinen Beruf tiefer zu verstehen

und gelassener an die kirchengeschichtliche Bedeutung des Pastoralreferenten heranzugehen.

Warum Abraham?

Bei der AGPR-Tagung (Arbeitsgemeinschaft der Pastoralreferenten in Deutschland) im November 2007 in Freising referierte Hans Fellner zum „üblichen“ Thema der Suche nach dem kirchlichen Ort des Pastoralreferenten. In seinen Überlegungen entwickelte er allerdings keine Orts-Definition, sondern meinte, dass vielleicht gerade dieses Suchen das Spezifikum unseres Berufsbildes ausmacht. Gerade diese Ortlosigkeit als Chance unseres Berufes zu begreifen, entspricht unserem pastoralen Beruf mehr als es ihm schadet. Ortlosigkeit selbst muss nicht als Mangel verstanden werden.

Hans Fellner hat dann eine biblische Parallele gesucht für unser Berufsbild und ist zum Exodus Abrahams gekommen. Er sieht unsere Berufsgruppe genau in dieser Situation. Aufbrechen aus alten Strukturen, aber noch nicht zu wissen, wohin der Weg geht. Auf die Verheißung Gottes hin losgehen, mit ihm auf der Suche bleiben, in Zelten unterwegs sein, offen bleiben für das, was auf uns zukommt.

Dieser biblische Bezug zwischen Abraham und unserem Berufsbild hat mich dazu angeregt, weiterzudenken und die ganze Geschichte Abrahams in den Blick zu nehmen. Ich bin davon ausgegangen, Parallelen zu suchen zwischen den einzelnen Abraham-Perikopen und unserem pastoralen Dienst und Auftrag; quasi der Versuch, Abraham zu lesen auf der Folie des Pastoralreferenten. Exegetisch ist das vielleicht nicht ganz lupenrein, Bibelstellen so zu verzwecken, aber das Motiv, den Beruf des Pastoralreferenten auch biblisch zu reflektieren, scheint mir diesen Weg zu rechtfertigen.

Ich will im Folgenden nur ein paar Beispiele entlang der biblischen Abrahamgeschichte aus diesen Überlegungen anfüh-

ren, um zu zeigen, wie sich für mich das Thema erschlossen hat. Dabei will ich so vorgehen, dass ich den biblischen Inhalt der jeweiligen Abrahamgeschichte zusammenfassend wiedergebe (deshalb stellenweise auch Abram), meine Pastoral-Gedanken anschließe und mit Formulierungen zur abrahamitischen Pastoral abschließe.

Abrahams Berufung und Wanderung nach Kanaan

Abram verlässt seine Sippe, weil er der Stimme Gottes folgt: „Zieh in ein Land, das ich dir zeigen werde.“ Abram zieht weg, mit Sarai und seinem Neffen Lot. Er kommt bis nach Sichem, mitten rein in das Land, welches später einmal das Gelobte Land genannt wird. Aber die Kanaaniter waren bereits im Land. Trotzdem verspricht der Herr ihm dieses Land. Er zieht weiter und lagert zwischen Bet-El und Ai. Und dann weiter dem Negeb zu.

Viele von uns wissen, was es bedeutet gewohnte Strukturen zu verlassen, sich auf Experimente einzulassen, große Hoffnungen in etwas Unbekanntes zu setzen.

Die Berufsgruppe der Pastoralreferenten selbst ist ein Produkt des Aufbruchs, aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil heraus entstanden. Junge Theologen haben sich eingelassen auf ein kirchliches Experiment, auf der Suche nach einer neuen pastoralen Heimat, ohne genaue Vorstellung von einer sicheren Zukunft, aber mit der Zuversicht, den Heiligen Geist im Rücken zu haben. Manche Kolleg(innen)en der ersten Generation erzählen von dieser Zeit des Aufbruchs mit leuchtenden Augen.

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil entwickelt sich auch eine neue Sicht von Gemeinde. Ich würde meine eigene theologische Entwicklung nicht ernst nehmen, wenn ich leugnen wollte, dass für mich die Gemeinde der Ort war, wo sich Kirche verwirklichen kann, wo die Ideen Jesu auf ihre Realisierung hoffen, wo jugendliche Offenheit und die Bereitschaft zur Neugestaltung

im christlichen Geist nur auf mich warten. Aber da waren schon die Kanaaniter im Land. Es gehört wohl zum Lernprozess eines jeden Theologen, dass er seine Träume von Gemeinde relativieren muss.

In ihrer weiteren Geschichte bringt die Berufsgruppe aber auch Unruhe in den „kirchlichen Betrieb“. Die Frage, wo der richtige Ort für diese Berufsgruppe ist, bleibt offen. Sie lagert zwischen Gemeinde und kategorialer Seelsorge, zwischen Priester und Gemeindefereent, zwischen Amt und Laie. Irgendwie wie Abraham, angekommen und doch nicht da, ständig auf der Suche nach dem richtigen Lagerplatz. Schließlich dem Negeb zu, der Wüste. Das spiegelt vielleicht die Situation der letzten Jahre wieder. Die finanzielle Dürre in der Kirche betrifft die Pastoralreferenten in besonderem Maße. Weniger Ausbildung, Einstellungsstopp, keine Wiederbesetzung von freien Stellen.

Wenn ich aus diesem Dialog zwischen der Geschichte Abrahams und unserer Berufsgeschichte Gedanken für eine dem Pastoralreferenten eigene Pastoral formulieren will, dann sehe ich einerseits Abrahams Aufbruchsstimmung und andererseits seine Unruhe bis hin zur Unzufriedenheit. Abrahamitische Pastoral könnte auch mit dem Bild vom „Volk Gottes unterwegs“ beschrieben werden, mit allem was dazugehört, erwartungsvoller Aufbruch, die Chancen und Risiken realistisch wahrnehmen, Weitersuchen und Durststrecken überwinden.

Abrahamitische Pastoral ist ein Lernprozess im Unterwegssein der Kirche. Abrahamitische Pastoral ist ein anderer Begriff für eine nötige Unruhe in der Kirche, eine unbedingte Offenheit in der Suche nach pastoralen Wegen und Zielen, begleitet von einer gewissen Unzufriedenheit, die vor beruflicher Müdigkeit oder lähmender Sesshaftigkeit bewahrt. Dafür ist der Beruf Pastoralreferent ein Symbol, was meiner Meinung nach gut ist und nicht einseitig aufgelöst werden sollte.

Abraham und Sarah in Ägypten

Wegen einer Hungersnot sucht Abram Zuflucht in Ägypten. Dort angekommen, gibt er seine Frau Sarai als seine Schwester aus, weil er um sein Leben fürchtet. Der ahnungslose Pharao, der sie sich zur Frau nimmt, wird krank und schickt Abram zurück.

Eine Passage, die kein gutes Licht auf Abraham wirft. Exegetisch gesehen spiegelt sich hier ein religionsgeschichtlicher Lernprozess zur Frauenrolle wieder. Pastoraltheologisch sage ich, dass Abraham nach seinem euphorischen Auszug an **erste Grenzen** stößt. Hungersnot und Zuflucht auf fetteren Weiden suchen sind vielleicht ganz normale pastoraltheologische Erfahrungen. Die bewährte Sakramentenpastoral (als fette Weide) ist oft dankbarer als eine Pastoral abseits von Tradition und Gewohntem. Womöglich muss die Berufsgruppe diese Spannung zwischen Ägypten und Kanaan aushalten. Die Spannung zwischen vollen Sälen und leeren Stühlen. Die Spannung zwischen einer Pastoral mit scheinbar sicherer Ernte und einer Pastoral der scheinbaren Trockenheit.

Neben diesen pastoraltheologischen Durst- und Hungerstrecken ist unsere **Kirchenbeziehung** immer wieder angefragt. Und das ist typisch für den Beruf des Pastoralreferenten. Natürlich ist unser Beruf ein Kind des Aufbruchs. Natürlich würde uns eine größere Akzeptanz von Kirche in der Gesellschaft gut tun. Natürlich hätten wir gerne eine geschwisterliche Kirche. Aber geht es in unserer Pastoral darum, eine Schwester Kirche zu verkaufen? Geht es darum, bei den Pharaonen dieser Welt einen guten Eindruck zu hinterlassen? Geht es darum, Kirchenbeziehung um unserer Akzeptanz willen zu verleugnen? Aber wie geht eine Pastoral, in die ich mein „Verheiratetsein“ mit Kirche ehrlich einbringen kann, ohne mich selbst und andere damit krank zu machen?

Ein dritter Aspekt aus dieser Geschichte: **die Angst** des Abraham, in Ägypten totge-

schlagen zu werden. Dass unsere Arbeit auch von Ängsten geprägt wird, ist unausweichlich, aber wenn diese Ängste die Arbeit prägen, ist es höchste Zeit für eine Korrektur. Wenn ich in der Schule gegen Monster kämpfen muss, in der Klinik zerrissen werde, in der Gemeinde aufgefressen werde, dann stimmt auch etwas mit meinem pastoralen Selbstverständnis nicht. So wie Abraham in dieser ägyptischen Krise die Partnerschaft neu lernen muss, so beinhaltet meiner Meinung nach manche pastorale Krise die Botschaft von der Hinwendung zu einer partnerschaftlich geprägten Pastoral, in der ich den anderen und mich selbst als gleichwertig annehmen kann.

Abrahamitische Pastoral ist also Pastoral der Partnerschaft, weil sie aus ihren Grenzerfahrungen lernen will und versucht, mit der Bundestreue Gottes in menschlichen und kirchlichen Beziehungen ernst zu machen.

Abraham und Lot

Es kommt zum Konflikt zwischen Abram und Lot. Beide haben ihren Besitz vermehrt. Nun ist das Land zu klein für beide. Die Hirten Abrams und die Hirten Lots bekommen Streit. Abram beschwört die Bruderschaft und schlägt eine friedliche Trennung vor, in der Lot das scheinbar bessere Los wählt, die Jordangegend, den Garten des Herrn, fruchtbar und bewässert.

Wir werden in dieser Auseinandersetzung zwischen Abraham und Lot konfrontiert mit dem Gegensatz von Jordangegend und Kanaan. Hier das blühende Land und die Städte jener Gegend, traditionelle Sicherheiten, feste Strukturen, Abgrenzungen und Zuordnungen. Dort Kanaan, vielleicht unsicher, unüberschaubares Hügelland, weniger fruchtbar, trocken, ein Land ohne feste Strukturen und traditionelle Ordnung.

Was dieser Konflikt mit dem Beruf des Pastoralreferenten zu tun hat, dürfte klar sein. Es geht um die Beziehung zu unseren Brüdern im Amt. Es geht darum, dass es

Streit gibt um pastorale Arbeitsfelder. Es geht um Trennung und Abgrenzung über die Definition von Tätigkeitsbereichen und Arbeitsfeldern.

Aber dieser Laie-Priester-Konflikt scheint mir nur die **Außenseite** unserer eigenen Identitätsfrage zu sein. Spiegeln Abraham und Lot hier vielleicht auch die **Innenseite** wieder, die sich mit der für den Pastoralreferenten typischen Identitätsfrage ergibt? Eine Innenseite, die von der Spannung geprägt ist, einerseits einen sicheren Ort haben zu wollen, in den bewährten Amtsstrukturen zuhause sein zu wollen, und andererseits sowohl in einer kirchlichen als auch pastoralen Gegend zu sein, die unsicher, weniger fruchtbar und ohne sichere Strukturen ist.

Und während ich das schreibe, fällt mir auf, dass es gar nicht um eine echte Alternative geht. Letztendlich ist die Jordangegend mit Sodom gar nicht das erstrebenswerte Land. Letztendlich erweist sich dieses blühende Land als Trugschluss. Letztendlich deckt die weitere Geschichte auf, wie sich Sodoms Überfluss zum Überdruß wandelt.

Was bleibt, ist die Identitätsfrage des Pastoralreferenten, aber nicht insofern sie mit einem bestimmten Ort verbunden werden muss, sondern mit der Befreiung von pastoralen Trugschlüssen und dem Wagnis von pastoral undefiniertem. Und noch mal zurück zu Abraham. Er muss nicht um den scheinbar besseren Teil kämpfen, weil er nach seiner ägyptischen Erfahrung eine Ahnung von der Versuchung des satten Landes hat. Das unsichere Kanaan reizt ihn, dort auch sich selbst neu zu entdecken.

Insofern ist abrahamitische Pastoral eine Herausforderung, pastorale Vorurteile zu hinterfragen und selbstkritisch mit den eigenen pastoralen Zielen umzugehen. Abrahamitische Pastoral will die Identitätsfrage nicht amtlich lösen, sie hält eine ungelöste Identitätsfrage aus, weil sie aus dem Hunger einer Vision lebt und ihre Identität in Beziehungen findet.

Gottes Bund mit Abraham

Abram fängt an zu zweifeln, jetzt, nachdem er auf Gottes Wort hin aus seinem Vaterhaus auszog, nachdem er mit Sara Ägypten überstanden hat, zwischen sich und Lot Klarheit geschaffen hat und sich als Waffenbruder einen Namen gemacht hat. Gerade jetzt wird er trotzig. Schließlich ist er immer noch ein kinder- und landbesitzloser Umherwanderer. „Was willst du mir schon geben?“ Mit diesem Vorwurf schleudert er seine ganze Enttäuschung vor den, der ihn hinhält. Mehr noch, es ist sogar eine Herausforderung an seinen Bündnispartner. Abram will wissen, ob der Bund noch gilt. Mit dem wiederholten Versprechen und dem Blick in die Sterne wächst zwar Abrams Vertrauen, doch er will diesmal mehr, er will etwas Sichtbares, Verlässliches, einen Vertrag. Der folgende Ritus beginnt so, wie Abram es wohl als Ritus eines üblichen Vertragsabschlusses kennt, große Tiere werden in Hälften gegenübergelegt und ganze Vögel dazwischen. Ein Ritus, der wohl die geteilte Verantwortung und ungeteilte Treue beschwört.

Aber dieser Gott wendet den Ritus mit fast unverständlichen Zeichen. Mit rauchendem Ofen und leuchtender Fackel fährt er dazwischen und will ihm vielleicht etwas anderes zeigen, als die bekannte Beschwörungsformel auf den Bund.

Das Dazwischenfahren von Ofen und Fackel ist womöglich ein Dazwischenfahren in den üblichen Beschwörungsritus. Vielleicht hat Abraham seinen Gott immer noch nicht verstanden, so dass dieser dazwischenfahren muss, wenn Abraham sein Verhältnis zu ihm auf Kind und Land reduzieren will. Und vielleicht kann Abraham in Ofen und Fackel sehr deutlich lesen, dass es seinem Gott um Nähe und Geborgenheit geht, um Begleitung in Dunkelheiten, um Vertrauen und Beziehung ohne Angst.

Gerade mit dieser Abraham-Geschichte habe ich lange gerungen. Ich will sie in Zusammenhang bringen mit unseren pastoralen Enttäuschungsgeschichten.

Nachdem du dich abgestrampelt hast, kommen die enttäuschenden Zahlen. Von Jahr zu Jahr schrumpfende Besucherzahlen, Kirchenaustritte, magere Anmeldungen bei großartigen Angeboten, weniger als eine Hand voll Leute in der Erwachsenenbildung. „Was willst du mir schon geben?“ Jeder braucht eine gewisse Bestätigung für seine Arbeit. Jeder arbeitet auf Zukunft hin. Klar, wir sind es gewohnt uns damit zu beruhigen, dass Erfolg keiner der Namen Gottes ist. Aber wenn wir ihn doch mal haben, saugen wir ihn auf wie ein trockener Schwamm.

Einerseits leben wir in diesen Anerkennungs-Strukturen, andererseits leben wir als befreite Christen, die getrost die Verantwortung für die Zukunft der Kirche dem Heiligen Geist überlassen dürfen.

Abrahamitische Pastoral ist Pastoral in dieser Spannung. Sie muss das „einerseits“ nicht dem „andererseits“ opfern, sie darf beides zulassen, nach Erfolgen fragen und in der Zusage von Gottes Nähe mit Misserfolgen leben. Abrahamitische Pastoral darf ärgerlich werden und verzweifeln, sie darf aber auch ihre Gottesbeziehung neu entdecken und verstehen lernen.

Aus dieser Spannung heraus ist abrahamitische Pastoral möglicherweise glaubwürdiger und überzeugender als eine Pastoral, die meint, ein Produkt professionell perfekt vermarkten zu müssen.

Gott zu Gast bei Abraham

Überschwänglich lädt Abraham die drei vorbeikommenden Männer ein und bewirtet sie fürstlich. Ohne Umschweife kommen sie zum Thema: Abrahams Zukunft. Sie versprechen den erhofften Nachwuchs. Abraham und Sara waren jedoch in die Jahre gekommen. Abraham schweigt und Sara lacht.

Beim Fortgehen entwickelt sich ein Streitgespräch, eigentlich eher Verhandlungen über Sodom und Gomorra. Abraham lässt nicht locker, dem Herrn Zugeständnisse

abzurufen, wegen einiger Hoffnungsfunktionen Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

Der Beruf des Pastoralreferenten ist mittlerweile in die Jahre gekommen. Was sind unsere Themen? Zum einen immer noch wir selbst und zum anderen die Welt, in und mit der wir arbeiten. Immer noch steht die Zukunft des Berufes in Frage. Empirische Untersuchungen decken die heimliche und faktische Nähe zum Priesteramt auf und wollen zeigen, dass mit dem Zölibat auch dieser Beruf fällt. Man redet und schreibt viel über den Pastoralreferenten, aber irgendwie fehlt diesem Beruf die eigene Stimme, sogar in den für die Richtlinien dieses Berufes zuständigen Gremien. Und die Visionäre unter den Pastoralreferenten werden belächelt. Abraham schweigt und Sara lacht. Aber Schweigen und Lachen sind nicht die Schlussakkorde dieses Stückes. Wie in keiner anderen Szene erleben wir einen Abraham, der um Sodom und Gomorra kämpft, der um Gnade ringt, der mit seiner Hoffnung nicht locker lässt. Und damit sind wir mitten im pastoralen Auftrag. Pastoralreferenten sind Frauen und Männer, die oft genug wie Anwälte zwischen Gott und Mensch stehen.

Deshalb ist abrahamitische Pastoral eine Pastoral der Hoffnung im Vorfeld von Glaube und Kirche. Sie kann mit ungebrochenem Engagement Anwalt für die Menschen sein, weil sie ihre Identität in diesem pastoralen Dienst findet. So hält sie auch die Spannung zur ungelösten Zukunftsfrage aus.

Abrahams Söhne

Zwischen Ismaels und Isaaks Geburt liegen vierzehn Jahre, oder vier Kapitel: die Beschneidung als Bundeszeichen, die Begegnung bei den Eichen von Mamre, Sodom und Gomorra, und die Wiederholung der Verleugnung Saras in Gerar. Ich möchte hier die beiden Söhne Abrahams einmal zusammen betrachten.

Offenbar haben Abram und Sarai die Geduld mit ihrer Hoffnung verloren. Sie finden einen Weg. Mit Hagar soll elf Jahre nach dem Auszug die Nachkommensfrage gelöst werden. Hagar wird schwanger und stolz. Daraufhin macht Sarai ihr das Leben schwer. Zuerst läuft Hagar davon, aber schließlich erträgt sie die harte Behandlung und bringt Ismael auf die Welt. Es dauert noch mal vierzehn Jahre, dann endlich wird Sara schwanger und Isaak wird geboren. Isaak und Ismael, Sara und Hagar, das geht auf Dauer nicht gut. Abraham schickt Hagar und Ismael in die Wüste und Isaak bringt er auf einen Berg zum opfern.

Was hat diesen Abraham zum Vater der Glaubenden gemacht? Ungeduld, Skrupellosigkeit, Opferbereitschaft? Streckenweise hat wohl Gott mehr an Abraham geglaubt als umgekehrt. Zwei Söhne stehen für Abrahams Glaubensgeschichte. Ismael, der Sohn der Ungeduld, und Isaak, der Sohn der Liebe. Ich begegne bei Abraham all jenen Verhaltensweisen, die mir bei Pastoralreferenten im Umgang mit den eigenen pastoralen Ideen sehr vertraut sind.

Die Ungeduld. Vieles geht uns in der Kirche zu langsam. In der Ökumene geht nichts voran, in der Frauenfrage tritt man auf der Stelle, die Priesterzentriertheit ist wie ein Klotz am Bein, in der Sexualmoral bewegt sich nichts, und und und. In den Arbeitsfeldern der Pastoralreferenten gibt es dazu einige Kinder der Ungeduld, von der Kirche scheinbar ungeliebt, vielleicht geduldet, manchmal sogar hart behandelt. Stellenweise gehen damit zusammenhängende Konflikte soweit, dass man davonlaufen möchte, dass man den Eindruck hat, in einer pastoralen Wüste jenseits von kirchlichen Brunnen arbeiten zu müssen.

Und dann das Kind der Liebe. Manchmal frage ich mich, warum ich eigentlich in dieser Kirche arbeite. Hat das etwas mit Liebe zu tun? Ganz bestimmt sind die pastoralen Ideen junger Pastoralreferenten auch Produkte von Idealismus und Enthusiasmus. Und ganz bestimmt hat sich jeder junge Pastoralreferent irgendwann einmal in die

Reich-Gottes-Idee von Jesus verliebt. Und er hat dafür eine Menge Arbeit investiert, sich mit vollem Engagement eingesetzt für eine erneuerte Kirche, eine andere Gesellschaft, mehr Menschlichkeit. Pastoralreferenten geben nicht einfach auf. Wenn Menschen des Glaubens resignieren, dann entwickeln sie Resignationsstrategien, die sie letztlich als Gottes Willen bezeichnen. Aber offensichtlich will Gott nicht, dass wir die Reich-Gottes-Idee um seinetwillen opfern.

Abrahams Söhne werden beide von Gott bewahrt, den einen lässt er in der Wüste überleben, für den anderen schickt er ein Ersatzopfer.

Abrahamitische Pastoral kennt die pastorale Ungeduld und die Wüste, sie kennt das pastorale Drama von Liebe und Resignation. Aber gerade deshalb darf sie auf dem Hintergrund abrahamitischer Erfahrung eine Pastoral sein, zu der diese Turbulenzen gehören, die sogar einen Namen haben. Abrahamitische Pastoral ist Pastoral mit Ismael und Isaak, und letztlich mit einem Gott, der beide bejaht und bewahrt.

Bis dahin...

sind es nur ein paar Beispiele, und je mehr ich mich mit der Abrahamgeschichte auseinandersetze, umso mehr pastorale Thematik finde ich, die im abrahamitischen Kontext angesprochen wird.

Drei Gedankenrichtungen möchte ich aber noch anreißen: Einen in Richtung der Religionspädagogik, einen in Richtung Spiritualität und einen in Richtung Pastoralethik. Alle drei verstehen sich als Impulse.

Und noch mal Abrahams Söhne

Gerade in den Berufsfeldern der Pastoralreferenten gibt es unzählige Berührungspunkte mit Muslimen und dem Islam. Immer wieder ist deshalb in meinem Religionsunterricht an einer Berufsschule

Abraham ein Thema. Weil dort gemeinsame Wurzeln liegen, die von den meisten auch nachvollzogen werden können. Dass Abraham der Vater der Glaubenden im Judentum, im Christentum und im Islam ist, bietet eine Basis für kulturellen Austausch, macht eventuell bereit, sich mit dem Andersartigen näher zu beschäftigen, stiftet unter Umständen auch den Gedanken der „Seelenverwandtschaft“, auf jeden Fall überbrückt er Distanz.

Insofern haben wir keine Probleme damit, Abraham als Basis einer kulturellen Arbeit zu betrachten. Aber wie sieht es mit Abraham als Basis für eine Pastoral aus, die versucht Schwestern und Brüder muslimischen Glaubens in die Arbeit zu integrieren? Mit welchem Ansatz geht ein Pastoralreferent in der Klinik nicht am Bett eines Muslims vorbei? Welche Gründe gibt es, Muslime in den Religionsunterricht zu lassen? Natürlich die Menschenfreundlichkeit Gottes. Aber das rechtfertigt den ersten Schritt und nicht unbedingt die Inhalte.

Ich weiß, dass dies ein ziemlich unausgeglichener Gedanke ist, aber ich denke, dass abrahamitische Pastoral eine Chance ist, die Pastoral auf unsere veränderte Gesellschaft hin zu überdenken und Religionspädagogik neu zu buchstabieren.

Abrahams Altäre

Wir werden immer wieder auf unsere mangelnde Spiritualität hin angefragt. Ich denke, dass Abraham genug Stoff hergibt auch für eine spezifische Spiritualität des Pastoralreferenten.

Wir sind es gewohnt, im Sinne von ora et labora, Arbeit und Spiritualität zu trennen, oder wenigstens unterschiedliche Orte zu wählen, zu Besinnung und Andacht in die Kapelle zu gehen, im Religionsunterricht das Gebet rauszuhalten, das geistliche Wort im Pfarrgemeinderat am Anfang als fromme Übung zu erledigen.

Ein Blick auf Abraham. Immer wieder baut er dem Herrn einen Altar, am Weg-

rand, unterwegs, beim Aufbruch, beim Ankommen, er ruft den Namen des Herrn an, legt Dankbarkeit auf den Altar, seine Hoffnung, seine Zweifel, seine Enttäuschungen, am Ende gar das, wofür er gelebt hat. Und immer in der Ungewissheit, wie es weiter gehen soll.

Was Abraham genau tut, wenn er dem Herrn einen Altar baut, erfahren wir selten, vielleicht will er die himmlische Vision mit dem Irdischen verbinden oder umgekehrt das Irdische, seinen Weg, seine Erfahrungen in den Horizont Gottes stellen.

Von einem Altar-Ritual mitten in der anstrengenden Sitzungsarbeit von Pastoralreferenten möchte ich hier erzählen. Kurz vor dem Mittagessen, die Stimmung war von unerfüllten Erwartungen geprägt, machen wir eine Pause, öffnen die Fenster, legen alles Arbeitsmaterial mitten auf den Boden, stellen uns im Kreis darum, entzünden eine Kerze, die oben auf den Haufen der Arbeitsblätter gestellt wird, jeder sagt dazu ein Wort, einen Satz, jemand spricht ein kleines Gebet und wir können gut zum Mittagessen gehen.

Abrahamitische Spiritualität ist geprägt von einer engen Verbindung zwischen *ora et labora*, sozusagen das „et“. Insofern ist dieses Altäre-Bauen eine Spiritualität des Alltags. Wir bauen in unserer pastoralen Alltagsarbeit immer wieder solche Altäre, dort wo wir die Erfahrungen des Lebens mit Gott und dem Himmel verbinden, am Krankenbett, im Unterricht in der Schule, beim Hausbesuch, sogar die beiläufigen Skizzen während eines Telefongesprächs muss man nicht wegwerfen, wenn man sie betrachten kann wie kleine Altarbilder.

Den Gedanken einer abrahamitischen Spiritualität will ich hier nicht weiter vertiefen, aber das muss ich hier auch nicht, weil ich vermute, dass der Leser mit seinen eigenen Gedanken schon viel tiefer ist, als es meine Worte ausdrücken können.

Eine Pastoral-Ethik auf dem Hintergrund abrahamitischer Pastoral

In den zurückliegenden zwei Jahren hat sich in mein Denken noch etwas anderes eingeschlichen. Manchmal frage ich nicht mehr, was diese oder jene Bibelstelle über Abraham mit meiner Pastoral zu tun haben könnte, sondern ich frage umgekehrt, ob dieses oder jenes pastorale Verhalten von mir was mit abrahamitischer Pastoral zu tun hat.

Vielleicht ist das eine Ahnung von einer Ethik für Pastoralreferenten auf dem Hintergrund Abrahams.

Eine unausgereifte Aneinanderreihung pastoraletischer Sätze im Zusammenhang mit den vorausgegangenen Bibelstellen sollen hier abschließend zu Wort kommen:

- aufgrund der Ortlosigkeit in der Kirche die Menschen nicht verzwecken zur Ortsfindung;
- Menschen, mit denen ich es zu tun habe, nicht im Unklaren lassen über meine Kirchenbeziehung;
- partnerschaftliche Pastoral in meinen pastoralen Beziehungen verwirklichen wollen;
- pastorale Vor-Urteile selbstkritisch suchen, aufdecken, bearbeiten;
- Erfolge genießen und Misserfolge nicht verdrängen, den eigenen Glauben nicht ideologisieren, unbedingt nach der eigenen Gesundheit in jeglicher Beziehung schauen;
- die Menschlichkeit und den Dienst am Menschen nicht der kirchlichen Frage unterordnen.

Auch diese Zusammenstellung ist ungeordnet und bruchstückhaft, aber um so mehr mit dem Wunsch verbunden, dass sie in der Berufsgruppe weitergedacht werden könnte.

Und zum Schluss

Für mich selbst hat diese Auseinandersetzung sehr viel Klarheit in meine berufliche Identitätsfrage gebracht, aber auch viele neue Fragen angerissen. Ich bin mir sicher, dass noch viel mehr in der Abrahamgeschichte für uns zu entdecken ist. Ich bin davon überzeugt, dass dieser biblische Boden unserer ekklesiologischen, theologischen und pastoralen Ortssuche gut tun würde. Wenn jemand von diesen Gedanken angeregt wurde, vielleicht zum Widerspruch, vielleicht zu weiteren Ideen oder Gedankengängen, dann möchte ich einladen, meine e-mail-Adresse zu gebrauchen: georgblank@t-online.de

Lisa Oesterheld / Markus Roentgen

„Was sucht ihr?“ (Joh 1, 38)

Exerzitienprojekt für junge Erwachsene zwischen 20 und 40 Jahren

Das fünftägige Exerzitienprojekt (mit Anreise- und Abreisetag) richtete sich an eine Gruppe aus Frauen und Männern, die im Alter zwischen 20 und 40 Jahren unterschiedliche Vorerfahrungen mitbrachten. Einige Teilnehmer/innen machten zum ersten Mal Exerzitien, andere hatten bereits vielfach an Exerzitien teilgenommen.

Im Vorgespräch mit der Gruppe wurden unterschiedliche Erwartungen ausdrücklich, etwa:

„Ich möchte durchgehend im Schweigen sein!“

„Wenn ich mir vorstelle, dass ich einen ganzen Tag schweigen muss, dann kriege ich jetzt schon Panik!“

„Ich möchte viel Zeit für mich haben!“

„Ich will auch die Gruppe erleben, in Gottesdiensten und Impulsen!“

„Ich möchte viel nach draußen gehen!“

„Mir ist auch Entspannung wichtig, genügend Schlaf und Erholung, ich muss sonst beruflich so viel ackern!“

„Ich möchte beten lernen und brauche Hilfe!“

„Ich würde gerne kreative Elemente kennen lernen, die mir helfen, meine Erfahrungen auszudrücken!“

„Wie geht Beten ohne Worte?“ etc.

In der Planung schälte sich deshalb ein differenziertes Vorgehen heraus! Die Leitung (eine ausgebildete Exerzitienleiterin und ein ausgebildeter Exerzitienleiter aus der ignatianischen Tradition) entschied sich für einen Rahmen, der ausdrücklich jedes Bedürfnis nach Schweigen im Prozess des Einzelnen und der Gruppe schützte und

zugleich die Möglichkeit öffnete, sich durch gezielte Mitteilung von Bedürfnissen und Wünschen nach Gemeinsamem im Schweigen, im Gehen, in der Mitteilung, im kreativen Bearbeiten, auch aus dem Einzelprozess im Schweigen, im Zeitfenster des jeweiligen Tages, zu lösen.

Für die geistlichen Gruppenelemente wurde ein prozessorientiertes Geschehen im Exerzitienprozess vorbereitet, ausgehend von der Frage Jesu am Einstiegsabend an die Gruppe, die dem Johannesevangelium entnommen war: „Was/wen suchst Du/was/wen sucht ihr?“ (Joh 1, 35–38a). Hierbei sollte jede und jeder tiefer rückgebunden werden an elementare Eigenerfahrungen der Kindheit im Horizont der Worte „Vertrauen“ und „Gottvertrauen“, woraus, in der Weiterentwicklung zum erwachsenen Menschen Erfahrungen mit der Heiligen Schrift gehoben werden sollten, die jeder und jedem Wesentlicheres erschlossen oder eröffnet hatten. Konzentriert sollte dies geschehen durch die Wahl je einer Szene, einer Gestalt, eines Wortes, eines Bildes, eines Geheimnisses im WORT GOTTES in Menschenworten an uns Menschen heute.

Diese Wahl sollte gesammelt werden, um daraus dann DAS Wort, DIE Szene, DAS Bild, DAS Ereignis der Heiligen Schrift zu finden (im Gruppenprozess), welches die Gruppe als Gruppe vertiefen in einer kleinen bibliodramatischen Arbeit erfahren würde.

Als Abschluss der geistlichen Gruppenzusammenkünfte jeweils am Morgen sollte jede und jeder in konzentrierter Form (maximal 100 Worte), vorbereitet durch Meditation und Gebet, eine kleine Ansprache an die Gruppe halten, gleichsam den geistlichen Ertrag der Tage in den Anteilen, die mitteilbar sind (immer im Schutz der unveräußerlichen, zumeist weit größeren Erfahrungsanteile) in der Spielform: (Virtuell und doch hier im Mikrokosmos real: „100 Worte an die Menschheit!“)

Die tägliche Einzelbegleitung wurde als konstitutiv und nicht flexibel im Vorhinein bestimmt, und dies wurde auch den Teilnehmenden zuvor mitgeteilt; ebenso die

Bitte, im geistlichen Üben, im Beten, in Meditation und Betrachtung der allgemein wie persönlich ergangenen Impulse aus der Heiligen Schrift und der geistlichen Tradition der Kirche ernst und beständig im Üben zu bleiben.

Die Leibentspannungsübungen sollten freiwillig als Angebot für den Nachmittagsbeginn bereit werden.

Die abendliche Zusammenkunft zur Tagesauswertung in der Weise der Erzählgemeinschaft Kirche sollte integriert werden in die gottesdienstliche Form einer Andacht aus Liedern, Gebeten, Mitteilung in pointierten Erzählungen als Weitergabe geistlicher Erfahrungen, Gotteslob, Bitte, Dank, Klage und Frage, geteiltem Schweigen, Hören von Gottes Wort (das Schriftwort für die Gruppe für den je nächsten Tag) VATER UNSER und Segensgebet zur Nacht.

Am Abschlusstag sollte die Feier der Eucharistie den abschließenden Höhepunkt der Tage bilden, um so Quelle zu werden für den Wiedereintritt in den Alltag nach den Exerzitien.

Diese angedachte Exerzitienkursplanung konnte während des Kurses voll umgesetzt werden. Der Kurs fand statt an einem Ort nahe dem Meer.

Grundelemente: Jede und jeder erhält eine große Wäscheklammer aus Holz mit dem Eigennamen; Zeit-Leisten mit verschiedenen Dispositionen hängen im großen Gruppenraum; daran kann jeder Exerzizienteilnehmer mit dem Befestigen seiner Klammer signalisieren, was jetzt gerade für ihn wesentlich ist und was er/sie wünscht bzw. geschützt haben möchte!

Leistenaufschriften: Zeiten von 7 Uhr bis 22 Uhr; jede/jeder signalisiert mit dem Anheften der Wäscheklammer das eigene Bedürfnis und Befinden; es gibt, außer in der Einzelbegleitung, kein Anrecht auf Gespräch oder Gemeinsames; das Schweigen ist unbedingt zu achten!

Bei den Mahlzeiten kann ich am Schweigetisch sitzen oder am Gesprächstisch; um Verkrampfung zu meiden, gibt es dort ggf. eine leise Untermalungsmusik.

Ich bin im Schweigen.

Ich würde gerne ein Gespräch führen.

Ich möchte einen gemeinsamen Spaziergang machen.

Zu diesen angebotenen Aufschriften, die auf kleinen Karten notiert sind, liegen weitere kleine Karten aus, auf denen die Exerzitienteilnehmer Wünsche oder Angebote notieren können zum Anheften an die Zeitleiste (z. B. „Würde gerne eine Runde laufen, wer läuft mit?“ – „Möchte auf einer Bank sitzen, aufs Meer schauen und vielleicht ein Gespräch beginnen zu zweit“ ...)

Räume: Es gibt einen Werkraum; einen Raum für Musik und Spiel, den großen Gruppenraum zum schweigenden Betrachten allein und in der Gruppe, für die Gruppenakzente, Gottesdienste und Gebetszeiten (Abendgebet), Leibentspannungsübungen in der Art der Eutonie.

Ein Brief vorher enthält folgende Elemente als Hinweis für die Exerzitienteilnehmer:

Bitte mitzubringen, wenn möglich: Eigene Bibel; ein gutes Schreibheft; Werkmaterial, Musikinstrumente, wetterfeste und bequeme Kleidung; Hinweise zur Einzelbegleitung und zum Gesamt Ablauf s. o.

Grundvollzüge täglich: Ein Begleitgespräch von 30–45 Minuten; 7 Uhr: Angebot des angeleiteten schweigenden Betens (30 Minuten) in der Gruppe (Leibhaltung, Kurzimpuls, gemeinsamer Gebetsabschluss), danach: Angebot zu 30 Minuten schweigendem Gehen nach draußen, bei Wind und Wetter. 8.15 Uhr Frühstück; 9 – 10.30 Uhr: Geistliche Zusammenkunft in der Gruppe. 10.30 – 12.15 Begleitgespräche (feste Termine täglich für jeden Exerzitienteilnehmer) 12.30 Uhr Mittagessen;

14.30 ca. 30 Minuten Leibentspannung in der Art der Eutonie (Angebot); Kaffe/Tee-pause; 15.30 – 18.15 Uhr Begleitgespräche; 18.30 Uhr Abendessen; 20.00 Uhr Abendgebet in der Gruppe (Einholen der Erfahrungen des Tages, konzentriert in der Form von Mitteilung, Bericht, Lob, Bitte, Dank; Hören des Schriftwortes für den kommenden Tag; Vater-Unser-Gebet; Segensgebet zur Nacht; Lieder; Musikimpuls [je nach Möglichkeiten der Gruppe und Leitung]; Bereiten des Gebetortes für den kommenden Morgen).

Elemente der Geistlichen Gruppenzusammenkunft: bibliodramatische Hinführung zum biblischen Kernegeheimnis der Gruppe (Dienstag: Vom Vertrauensgrund meiner frühen Kindheit zum „Ich-Bibel-zentrum“: mein Wort, meine Gestalt, meine Szene, mein Geheimnis der Heiligen Schrift, das, was mich besonders stark geprägt hat) zum „WIR-Bibelzentrum“ (welches Geheimnis der Heiligen Schrift möchte ich mit dieser Gruppe hier näher anschauen, dass es uns tiefer erreicht?); Mittwoch: Bibliodrama zum WIR-Text; Donnerstag: „100 Worte an die Menschheit!“ – Ich habe 20 Minuten Zeit, max. 100 Worte aufzuschreiben, die aus meinem spirituellen Zentrum gefunden werden sollen, mit der imaginierten Vorstellung, ich könnte, gleichsam vor der Vollversammlung der Menschheit, sie allen mitteilen.

Material (für die Gruppe): selbsthärtender Knet-Ton (Keramiplast); Zeichenblöcke mit gutem Papier; Exxon-Kreiden; 15 große Holzwäscheklammern!

Zeiten und Tage:

Erster Tag zum Nachmittag: ANKOMMEN; Abendeinheit: Festlegen der Einzelbegleitungen und der Modalitäten; Impuls zu Joh 1,35–38a „Was sucht ihr/ was suchst DU?“ – jetzt/hier!?

Zweiter bis Vierter Tag: (s. Elemente und Grundvollzüge)

Abschlussstag: gemeinsames Beten in der Frühe, Abschiedsgang nach draußen und Gottesdienstvorbereitung; vor dem Mittagessen Abschluss-Eucharistiefeyer

Erfahrungsbericht

Beim Rückblick auf den Kurs kommt das Bild der Wäscheklammern in den Sinn, auf denen die Namen der Einzelnen phantasievoll bemalt oder beschriftet aufgetragen wurden. Sie stehen zeichenhaft für die Erfahrung von: Mich festmachen in ernstspielerischer Weise am Geheimnis Gottes im je eigenen Leben und dabei Tag um Tag den roten Faden mehr entwickeln. Diese schlichten Wäscheklammern wurden zum Werkzeug und Symbol der Disposition. Sie ermöglichten ein wachsendes Gespür für die sich täglich erweiternden Möglichkeiten und Entscheidungen der Einzelnen.

Die Grundspannung von ernst und spielerisch, von Spontaneität und Struktur hat dabei Staunenswertes in Einzelnen und in der Gruppe ermöglicht. In hoher Intensität ließen sich alle auf die jeweiligen Impulse und Prozesse ein, unabhängig von Exerzienvorerfahrungen. Dabei wurde gerungen, gefleht, geweint, nachgedacht, gebetet und auch herzerfrischend gelacht.

Einige Wahrnehmungen im Detail:

Es war auffällig, wie diskret unterschiedliche Prozesse der Einzelnen gelebt wurden und einander begünstigten. Augenfällig war, dass in der Gruppe immer wieder geäußert wurde, dass sich jede/r so wie sie da war angenommen fühlte, ohne Leistungsdruck. Eine Basis tiefer Wertschätzung für den Weg des/der Einzelnen und doch zugleich klare eindeutige Rahmungen und Ziele bildeten das Fundament des Kurses.

Diese Ausgangslage, die konsequent verbal und nonverbal von der Leitung durchgetragen wurde, bildete den Boden, um in ein inneres Hören zu kommen, wo der Geist hinführt. Dies übertrug sich fruchtbar auf den Umgang in der Gruppe.

So gab es im Hinblick auf das Schweigen einen durchgängigen Respekt voreinander, der jedoch in erfrischender Unverkramptheit gelebt wurde. Es gab Frauen und Männer, die den ganzen Kurs über im Schweigen waren, und andere, die es einmal einen Tag probierten, oder für begrenzte Stunden. Es gab immer wieder ORTE, ZEITEN, die einladen zum Probieren. Abgesehen von den Einzelbegleitungen war nichts „verpflichtend“ und doch wurden alle Angebote sehr gerne aufgegriffen.

Der Schweigetisch bei den Mahlzeiten wurde so ein Ort, wo man sich mal im Stillsein ausprobieren konnte und damit auch für ganz ungeübte Schweiger immer schon ein diskret bereiteter Ort vorhanden war. Es wurde fast mit frohem Interesse vermerkt, wer sich da wann einfand.

Ebenso wurde der Raum der Stille ein durchgängig geachteter Raum, der täglich mehr zum geistlichen Ort wurde, in dessen Mitte sich Früchte des Tages einfanden, kleine Fundstücke der je eigenen Such- und Finde-Bewegungen wie Muscheln, Kreuze, Kerze, Worte...

Auch die Meditation am Morgen und der Morgenschweigegang waren solche Einladungen.

Bemerkenswert war auch, im tiefsten Sinne von fruchtbarer Glaubensgemeinschaft, in welchem Respekt und gegenseitigem Befruchten die Wege der Einzelnen gesehen und mitgetragen wurden. So weit wahrnehmbar, verlief der Prozess der Einzelnen an sehr unterschiedlichen Phasen des Exerziensprozesses. Es leuchteten in vier Tagen Wege auf aus allen vier Wochen (30 Tagen) der klassischen großen ignatianischen Exerzitionen (Heilung, Annahme der tiefsten Lebenswunden, Kennenlernen und Vertraut werden mit Jesus Christus, erste Erfahrungen im Beten mit der Schrift, Umkehrerfahrungen und auch das konkrete Fragen nach der persönlichen Sendung). Dies war, abgesehen von den Einzelbegleitungen, erfahrbar im DASEIN der Einzelnen und in den persönlichen Äuße-

rungen des gemeinsamen Sprechens und Betens.

Weiter auffällig war die Vielfalt, in der die jungen Leute ihre Eigenart als Bereicherung für sich, füreinander und für unsere Kirche lebten und zunehmend entdeckten. Talente leuchteten auf (im Gestalten, im Umgang mit Bewegung, in sozialer Kompetenz, im Dichten, Malen...), die eingebracht wurden. So konnte ein Gebetsort eine Düne sein, oder mitten im Gebetsraum auf dem Boden ausgebreitet oder fest in eine Decke eingewickelt. Die persönliche Gottsuche konnte viele Kilometer am Strand entlang führen, sich Gottes Sorge anvertrauen, ein Gang ins Schwimmbad vor Ort.

Die Sinus-Milieu-Studie, die die unterschiedlichen Zugänge der 20- bis 40-Jährigen ausgelotet hat, hat darin ja aufgezeigt, dass diverse Milieus, in denen Junge Erwachsene beheimatet sind, durch kirchliche Szenarien nicht erreicht werden. Dies Experiment war eine ermutigende Antwort auf diese Erkenntnis.

Hilfreich war auch der sinnliche Umgang mit Symbolen aus den biblischen Texten und der Liturgie, die das Beten und die Auseinandersetzung mit der Hl. Schrift vertieften. Elemente wie Salbung mit Öl, der Stab, gefunden am Strand, der gedeckte Tisch, im Ausblick auf die Eucharistiefeier.

Zurück zum Bild der Wäscheklammer...: „Wie bekomme ich einen ‚Anpack‘ bei Gott?“ Wenn ich mich selber anklammern kann, aber nicht festgeklammert werde. Gottes Faden ist dezent da und wird im freien Kontakt konturiert. Alles in allem war dies ein ermutigender Versuch, die Weisheit des Ignatius im Umgang mit den unterschiedlichen Dispositionen neu auszufalten für die Lebenswirklichkeiten junger Erwachsener heute.

Philipp Müller

Kirchlich heiraten ohne mit Gott zu rechnen?

Ehevorbereitung unter heutigen pastoralen Bedingungen

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in unserer Gesellschaft das Eheverständnis rasant verändert. Was bewegt Menschen heute (noch), kirchlich zu heiraten? Wie verhält sich ihre Motivation zum kirchlich-sakramentalem Eheverständnis? Wie erleben Brautpaare die kirchliche Ehevorbereitung? Ist sie den heutigen Gegebenheiten angemessen? Diesen Fragen möchte der folgende Beitrag nachgehen.

Hochzeitsmesse – einmal anders

In der dunklen Jahreszeit, vornehmlich im November und im Januar, werden in zahlreichen deutschen Städten sogenannte „Hochzeitsmessen“ veranstaltet. Brautpaare, die in absehbarer Zeit heiraten möchten, holen sich hier Ideen und Anregungen. Mehr als 100 Dienstleister aus etwa 30 verschiedenen Sparten sind auf einer solchen Messe präsent. Auch für die Kinderbetreuung ist gesorgt. Im Rahmenprogramm präsentieren Modells die neuesten Brautmoden; ein Schnuppertanzkurs wird angeboten; Referenten informieren zu Themen wie „Hochzeitsorganisation“ oder „Eherecht und Ehevertrag“.

Auf dieser etwas anderen Hochzeitsmesse sind auch die christlichen Konfessionen mit einem Stand vertreten und stehen den Brautleuten für Fragen zur Verfügung. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass vor allem kirchenrechtlich relevante Fragen gestellt werden: Wer ist für uns zuständig, wenn

wir kirchlich heiraten wollen? Ist eine kirchliche Hochzeit möglich, wenn einer der Partner früher schon einmal standesamtlich verheiratet war? Was ist, wenn einer der Partner nicht getauft ist? Außer den christlichen Kirchen sind auch „Riten-designer“ vertreten. Sie bringen von ihrer Biographie her nicht selten eine theologische Ausbildung mit, bieten ihre Dienste aber für Menschen an, „denen das Standesamt allein zu wenig ist, die aber nicht kirchlich heiraten können oder wollen“ (so der Ausschreibungstext eines Anbieters).

Hochzeitsmessen sind ein verhältnismäßig junges Phänomen, an dem sich die veränderte Bedeutung der Hochzeit in unserer Gesellschaft ablesen lässt. Noch bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein war der Weg bis zur Hochzeit weitgehend standardisiert: Die Liebeserklärung und die Verlobungsphase waren Etappen auf diesem Weg. Ebenso verhielt es sich mit der standesamtlichen Hochzeit, auf die das Ja-Wort vor dem Traualtar als die „eigentliche“ Hochzeit unmittelbar folgte. Auch die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst waren weitgehend standardisiert, in vielen Gegenden bis zum Hochzeitsessen. Durch die ritualisierten Phasen bis zur Hochzeit waren die Partner dazu angehalten, sich kontinuierlich Gedanken über das Maß der Verbindlichkeit ihrer Beziehung zu machen. Erst nach der Hochzeit durfte das Paar zusammenziehen; vorher Nachwuchs zu bekommen und „heiraten zu müssen“ war ein gesellschaftlicher Makel.

Aus soziologischer Perspektive stellten Verlobung und Hochzeit Übergangsriten dar, die ein Individuum aus einer genau definierten Situation in eine andere, ebenso genau definierte hinüberführen sollte. Mit dem Tag der Verlobung waren dann neue Titulierungen wie „meine künftige Frau“ oder „mein zukünftiger Schwiegervater“ verbunden, die den betreffenden Personen und ihrer Umwelt einen Rollenwechsel signalisierten.¹ Mittlerweile hat die Verlobung ihre gesellschaftliche Relevanz weitgehend eingebüßt und ist – wenn überhaupt – zu einer privaten Angelegenheit gewor-

den. Die Hochzeit hingegen ist eine feste gesellschaftliche Größe geblieben, doch ihre Funktion hat sich gewandelt: Es ist keineswegs mehr selbstverständlich, dass ein Paar irgendwann auch heiratet. Die meisten Brautleute leben heute vor der Hochzeit bereits zusammen; manchmal sind bereits (gemeinsame) Kinder da. Damit ist die Ehe kein Übergangsritus mehr in eine gänzlich andere Situation, sondern ein Ereignis, durch das ein Paar sich und seiner Umwelt signalisiert, die bisherige Lebensform dauerhaft und verbindlich fortführen zu wollen. Diejenigen, die diesen Schritt wagen und ihn mit ihren Verwandten und Freunden angemessen feiern möchten, suchen in der Ehe nicht selten ein verlässliches Gefühl von Liebe und Geborgenheit in einer ansonsten unübersichtlichen, von Zweckrationalität bestimmten mobilen Welt. Wie die Hochzeitsfeierlichkeiten gestaltet werden, bleibt in vielem ihrer Phantasie überlassen. Als Ausdruck gesellschaftlicher Individualisierung und Eventisierung kann sie jenseits gewachsener Traditionen nach eigenen Wünschen inszeniert werden, wozu eine Hochzeitsmesse eine Fülle von Anregungen bietet.

Weshalb Menschen (noch) kirchlich heiraten

Hochzeitsmessen sind auch ein Indikator für den veränderten gesellschaftlichen Stellenwert der Kirche. Die Kirche ist auf dem „Markt der Möglichkeiten“ mit einem Stand präsent, aber sie besitzt kein Ritenmonopol mehr. Ihr Stand ist nicht größer als der anderer Anbieter und steht nicht wie viele Kirchengebäude im Zentrum des Areals. Zwar versprechen sich Menschen von der kirchlichen Trauung immer noch eine besondere Erlebnisqualität. Aber während vor gut zehn Jahren die standesamtliche Trauung eher als ein privater Akt mit bürokratischer Nüchternheit wahrgenommen wurde und die kirchliche Trauung als die „eigentliche“ Trauung galt,² haben sich die Trauformen in der Zwischenzeit egali-

siert; der Überhang an Feierlichkeit von Hochzeiten in einem kirchlichen Kontext kann mittlerweile durch eine Vielzahl anderer Erlebniselemente kompensiert werden.

Es ist heute längst nicht mehr selbstverständlich, dass Paare kirchlich heiraten. Selbst wenn beide Partner katholisch waren, kamen in 2007 auf je 100 zivile Eheschließungen nur noch 49,7 katholische Trauungen; war ein Partner katholisch, wurden auf je 100 zivile Eheschließungen 31,0 katholische Trauungen gezählt.³ In den Pfarrgemeinden ist die Trauung mittlerweile zu einem seltenen Ereignis geworden: Gab es im Jahr 1960 noch 213.800 katholisch geschlossene Trauungen, so ist die Zahl im Jahr 2007 auf 49.393 gesunken. Ginge der Trend so weiter, gäbe es 2020 in Deutschland so gut wie keine kirchlichen Trauungen mehr. Kamen 1990 im Durchschnitt noch 8,7 Trauungen auf eine Pfarrei in Deutschland, so waren es 2007 nur noch 4,0 – und dies, obwohl zwischenzeitlich in Deutschland Pfarreien aufgelöst und in Großpfarreien überführt worden sind.⁴

Was bewegt Paare, heute noch kirchlich zu heiraten? Die Soziologin Rosemarie Nave-Herz hat in einer explorativen Studie Menschen, die kurz zuvor evangelisch geheiratet haben, nach ihrer primären Motivation für diesen Schritt gefragt; außerdem wollte sie wissen, wie die Befragten die kirchliche Hochzeit im Verhältnis zur standesamtlichen gewichten. Sie fasst das Ergebnis ihrer Befragung in vier Stichworten zusammen:

- *Religiöses Bedürfnis*: Menschen, für die der Glaube eine wichtige Orientierungskraft ist und die in ihm ein einheitsstiftendes Moment ihres Lebens finden, ist der Segen Gottes wichtig. Für diese Gruppe hat die kirchliche Trauung eindeutig einen höheren Stellenwert als die standesamtliche.
- *Bedürfnis nach Erhalt und Weitergabe von Traditionen*: Die Entscheidung für die kirchliche Trauung ist nicht primär religiös motiviert, sondern durch Brauch und Tradition vorgegeben. Trotzdem hat für viele von ihnen die kirchliche Hoch-

zeit einen höheren Stellenwert als die staatliche.

- *Bedürfnis nach Konformismus im privaten Bereich*: Zu dieser Gruppe zählen Menschen, die die kirchliche Trauung allein wegen der Familie oder auf Wunsch des Partner wählen. Überwiegend gewichten sie die staatliche Hochzeit höher als die kirchliche.
- *Bedürfnis nach Demonstration und Selbstdarstellung*: Die Entscheidung für die kirchliche Trauung ist hier durch den wirkungsvollen und außeralltäglichen Rahmen bestimmt. Auch für die ganz überwiegende Mehrheit dieser Gruppe ist die kirchliche Hochzeit die eigentliche.⁵

Auch wenn unter Katholiken die kirchliche Bindung traditionell stärker ist und sie die Ehe aufgrund ihrer sakramentalen Charakters höher gewichten, ist davon auszugehen, dass auch bei ihnen die oben genannten Motive eine Rolle spielen, wenn sie kirchlich heiraten. Für viele ist es der erste intensivere Kontakt zur Kirche nach einer längeren Distanzierungsphase, ohne zwischenzeitlich auf eine individuell gestaltete Alltagsreligiosität verzichtet zu haben.⁶ Im pastoralen Umgang, etwa im Brautgespräch, sollten die unterschiedlichen Motivationen ehrlich zur Sprache kommen können und ihnen seitens des Seelsorgers mit Wohlwollen und Verständnis begegnet werden. Dabei stimmt folgender Aspekt aus der genannten Umfrage zuversichtlich: Die meisten Brautleute, deren Entscheidung für die kirchliche Trauung nicht primär einem religiösen Bedürfnis entspringt, bringen sekundär sehr wohl eine Offenheit für christlich-kirchlich Sinnzusammenhänge mit und sind für den Segen Gottes dankbar. Im Unterschied zur standesamtlichen Trauung hat sich rückblickend keiner der Interviewpartner enttäuscht über die kirchliche Hochzeit geäußert.⁷ Es ist dies ein Indiz, dass sich kirchlich-religiöse Sinnzusammenhänge sehr wohl in einer für die Brautleute konstruktiven Weise artikulieren lassen.

Anthropologische Zuwege zu einem sakramentalen Eheverständnis

Heute eine christliche Ehe zu führen ist ein Lebensprojekt, das zwar unter dem Vorzeichen des Glaubens in hohem Maße plausibel ist, das jedoch zu manchen gesellschaftlichen Plausibilitäten in Spannung, wenn nicht gar in Kontrast steht.⁸ Trotzdem gibt es Konvergenzpunkte zwischen dem, was sich Brautpaare von der Ehe erhoffen und dem theologischem Selbstverständnis des Ehesakraments. Im Folgenden werden zwei anthropologische Aspekte genannt, die einen Zugang zum theologischen Kern des Ehesakraments erschließen können: (a) die Sehnsucht der Brautpaare nach unbedingter, lebenslanger Treue sowie (b) ein realistischer Blick auf die Stärken und Grenzen, die jeder der Partner in die Ehe mit einbringt.

(a) In der Kultur- und Sozialgeschichte ist die Liebe ein verhältnismäßig junges Motiv für die Eheschließung.⁹ An dieses historische Faktum knüpft Hans-Günter Gruber an, wenn er darauf aufmerksam macht, dass die katholische Kirche in ihrem Eheverständnis auf lange Sicht sehr wohl die Veränderungen im Leben und Zusammenleben der Menschen zu berücksichtigen wusste: „Wurde über Jahrhunderte hinweg in Gesellschaft und Kirche die Ehe vornehmlich als Institution zur Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft und zur Vermeidung von Unzucht gewertet, so wurde diese Sicht zwar nicht grundsätzlich fallengelassen, aber doch ergänzt durch das Leitbild der Ehe als eines Liebesbundes.“¹⁰ Dieses veränderte Leitbild artikuliert das Zweite Vatikanische Konzil in Art. 48 seiner Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“. Nach intensiven Beratungen wurde hier der rechtlich geprägte Vertragsbegriff durch den gleichermaßen biblisch fundierten wie personal ausgerichteten Begriff des (Ehe-)„Bundes“ ersetzt. Diese semantische Verschiebung hat es ermöglicht, die Sakramentalität der Ehe konsequent

von einem Verständnis der Ehe als personaler Liebesgemeinschaft zu begründen, in das sich die Sinngehalte der Einheit, der Unauflöslichkeit sowie der grundsätzlichen Ausrichtung auf Nachkommenschaft integrieren lassen. Die gegenseitige Liebe als zentraler Sinngehalt der Ehe, die an den „Verheißungscharakter“¹¹ der rückhaltlosen Liebe Gottes in Jesus Christus rückgebunden ist, konvergiert mit der innersten Motivation vieler Brautpaare, die sich in heutiger Zeit vor Gottes Angesicht die Treue versprechen, „bis der Tod uns scheidet“.

(b) Im 16. Jahrhundert hat sich das Trienter Konzil in Auseinandersetzung mit dem Eheverständnis der Reformatoren in der Frage positioniert, worin sich eine sakramental geschlossene Ehe von anderen Ehen unterscheidet. Wörtlich heißt es in den Konzilsakten, dass „die Ehe durch Christus die alten ehelichen Verbindungen an Gnade übertrifft“¹² und zwar in dreifacher Hinsicht:

- ihre natürliche Liebe wird vervollkommen: was die Eheleute bereits an Liebe mitbringen, wird durch das Sakrament gestärkt;
- ihre unauflösliche Einheit wird gefestigt: die Bereitschaft zur Treue bis zum Tod wird stabilisiert;
- die Gatten werden geheiligt: sie werden auf ihrem gemeinsamen Glaubens- und Lebensweg gestärkt.

Die Liebe der Eheleute zueinander, ihr guter Wille, ein Leben lang miteinander „durch Dick und Dünn“ zu gehen, ist gleichsam die Materie des Ehesakraments, die durch Christus sakramental gewandelt wird. Man kann das Ehesakrament mit der Eucharistie vergleichen: Wie hier die Materie von Brot und Wein zum Leib und Blut Jesu Christi werden, so wird auch im Ehesakrament das Versprechen der Brautleute durch Gottes Gnade in eine neue sakramentale Dimension gehoben. Wenn Brautleute sich das Ehesakrament spenden, dann erkennen sie im Grunde an, ihr Versprechen letztlich nicht aus eigener Kraft

halten zu können. Keiner der Brautleute weiß, wie man sich selbst oder wie der Ehepartner sich über Jahre und Jahrzehnte hinweg entwickeln wird, welche Schicksalsschläge auf einen zukommen werden und wie man dann reagieren wird. Aktuelle Scheidungsstatistiken in unserem Land sprechen eine Sprache für sich; fast jeder kennt jemanden aus der Verwandtschaft oder dem Freundeskreis, dessen Ehe zerbrochen ist.

Unter diesem Vorzeichen ist eine kirchliche Eheschließung immer auch ein „Armutzeugnis“¹³ (übrigens wie die Priesterweihe, in deren Liturgie die Weiehekandidaten flach auf dem Boden liegen). Sicher gehört zur Eheschließung der öffentlich bekundete Wille der Brautleute dazu, einander ein Leben lang „lieben, achten und ehren“ zu wollen. Wird dies im realistischen Bewusstsein der Möglichkeiten und Grenzen versprochen, die jeder der beiden Partner mitbringt, kann existentiell spürbar werden, auf Gott und seine Gnade angewiesen zu sein und von ihm das Entscheidende zu erwarten. „Liebt doch Gott die leeren Hände, und der Mangel wird Gewinn“, so heißt es in einem Gedicht von Werner Bergengruen. Dies gilt auch für das Ehesakrament. Denn das persönliche „Armutzeugnis“ ist verbunden mit der Zusage, dass Gott die Brautleute auf ihrem gemeinsamen Weg nicht alleine lassen wird. Diese Perspektive kann Eheleuten in schwierigen Tagen die Kraft geben, es weiter miteinander zu versuchen – gegebenenfalls mit seelsorglicher und psychologischer Unterstützung, für die kirchlicherseits ein breites professionelles Beratungsnetz bereitsteht. Der Glaube an die Vergebungsbereitschaft Gottes, die sich gemäß der Vaterunser-Bitte „und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ in der zwischenmenschlichen Vergebungsbereitschaft realisiert, ist ein weiteres Motiv, das Ehepaaren in Krisenzeiten einen ehrlichen Neuanfang ermöglichen kann.

Natürlich ist eine solche Glaubenshaltung keine hundertprozentige Garantie für das

Gelingen einer Ehe. Es gibt Ehen, die sehr bewusst unter einem Vorzeichen des Glaubens eingegangen wurden und die trotzdem gescheitert sind. In dieser Art von Grenzsituationen hilft es sich zu vergegenwärtigen, dass die Zusage der Nähe und Liebe Gottes auch (und vielleicht besonders) in der Situation des Scheiterns gilt. Die Kirche und ihre Gemeinden stehen jedenfalls unter dem Anspruch, Menschen, die mit ihrem Lebensentwurf gescheitert sind, nicht im Stich zu lassen und ihnen auf glaubwürdige Weise beizustehen.

Kein Rigorismus in der Ehepastoral, sondern den vorhandenen Glauben entdecken und stärken helfen

Das Ehesakrament ist an den lebendigen, personalen Glauben der Ehepartner rückgebunden, der die Ehe über den Tag der Hochzeit hinaus in allen Phasen prägen sollte. Joseph Ratzinger hat es einmal so ausgedrückt: „Sakrament ist nicht etwas über, neben oder an der Ehe, sondern gerade die Ehe selbst, und als solche ist sie für den, der sie im Glauben lebt, das Sakrament. Je mehr es ihm gelingt, die Ehe aus dem Glauben zu leben und zu gestalten, desto mehr ist sie ‚Sakrament‘.“¹⁴

Wie aber ist in der Pastoral mit Menschen umzugehen, die kirchlich heiraten wollen und für die Gott vielleicht existiert, aber die praktisch nicht mit ihm zu rechnen scheinen? Kommt in solchen Situationen ein Sakrament überhaupt zustande? Zuge-spitzt gefragt: Sollten nur solche Brautleute zum Ehesakrament zugelassen werden, die einen persönlichen Glauben mitbringen, der vorher geprüft worden ist? Einen solchen rigoristischen Weg lehnt Papst Johannes Paul II. ausdrücklich ab: Getaufte Brautleute seien ja bereits Glieder der Kirche und stimmten dem „wenigstens einschliessweise ... (zu), was die Kirche meint, wenn sie eine Eheschließung vornimmt. Der Umstand allein, dass in die Bitte um kirchliche Trauung auch gesellschaftliche Motive mit einfließen, rechtfertigt deshalb

noch nicht eine eventuelle Ablehnung von Seiten der Seelsorger.“¹⁵ Eine zusätzliche Glaubensprüfung brächte große Risiken mit sich: man würde unbegründete und diskriminierende Urteile über den Glauben der Brautleute fällen und sie vor den Kopf stoßen; außerdem könnten Zweifel über die Gültigkeit schon bestehender Ehen auftauchen und gravierende Gewissenskonflikte nach sich ziehen. Eheleute, die schon lange verheiratet sind, würden sich vielleicht fragen, ob ihr Glaube zum Zeitpunkt der Eheschließung groß genug war und das Sakrament wirklich zustande gekommen ist. Um hier Verunsicherungen zu vermeiden, hält Johannes Paul es für legitim, dass der „Glaube dessen, der von der Kirche eine Trauungsfeier für sich erbittet, ... verschiedene Grade haben kann“. Dann formuliert er positiv, wie in der Ehepastoral vorzugehen ist: Seelsorger sollen diesen individuellen und graduell unterschiedlichen Glauben *entdecken helfen, stärken und zur Reife führen*.¹⁶ Für den Fall, dass Brautleute „noch Mängel und Schwierigkeiten in christlicher Theorie und Praxis aufweisen sollten“, empfiehlt er einen dem Katechumenat vergleichbaren Glaubensweg. Nur wenn „die Brautleute trotz aller pastoralen Bemühungen zeigen, dass sie ausdrücklich und formell zurückweisen, was die Kirche bei der Eheschließung von Getauften meint, kann sie der Seelsorger nicht zur Trauung zulassen.“

Die deutschen Bischöfe führen diese Fährte fort und modifizieren sie. In ihrer Schrift „Auf dem Weg zum Sakrament der Ehe“ plädieren sie für ein differenziertes Angebot, das auf die „jeweiligen Voraussetzungen Rücksicht nimmt. So kann es z. B. Paare geben, denen die Vorbereitung so wichtig ist, dass sie dafür mehr Zeit aufwenden als die Paare, denen ein Tag genügt.“¹⁷ Ausdrücklich vermerken sie: es sei nicht zulässig, die „Teilnahme an einem Ehevorbereitungskurs zur Bedingung der kirchlichen Eheschließung zu machen“ (Fußnote 17). Inhaltlich soll die Ehevorbereitung zweierlei berücksichtigen: Sie soll die Beziehungs- und Kommunikations-

fähigkeit der Partner fördern und mystagogisch ausgerichtet sein. Letzteres ist der Fall, wenn Brautleute die Spuren des Handelns Gottes in ihrem Leben entdecken. So wird ihr Glaube gestärkt und ihre Bereitschaft geweckt oder vertieft, Gott „den Dritten im Bund“ sein zu lassen und das „Abenteuer Ehe“ unter christlichem Vorzeichen zu gestalten.

Wie erleben Brautleute die kirchliche Ehevorbereitung?

Die gängige Form der kirchlichen Ehevorbereitung in Deutschland sind „Brautleuterkurse“, die Anfang der 70er Jahre entstanden sind und die heute flächendeckend in allen Diözesen angeboten werden. Diese Kurse wollen den Teilnehmenden geistlich-theologische und kommunikationspsychologische Impulse vermitteln, die zum Gelingen und Gestalten ihrer Ehe beitragen.

Wie erleben die Brautleute diese Kurse und wie effektiv sind sie? Auf diese Frage gibt eine wissenschaftliche Studie Antwort, die Markus Wonka in der Diözese Eichstätt durchgeführt hat. Methodisch liegt der Studie eine Fragebogenerhebung zugrunde, die zu drei verschiedenen Zeitpunkten – am Beginn und am Ende der Kurse sowie vier bis sechs Wochen später – durchgeführt worden ist. Insgesamt haben sich 374 Personen (Referenten und Teilnehmende) aus 21 Ehevorbereitungskursen an der Umfrage beteiligt.¹⁸

Die Erwartungen der Teilnehmenden vor Beginn der Kurse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Im oberen Bereich standen partnerschaftsbezogene Themen bzw. problembezogene Perspektiven, die der psychologische Teil des Kurses abdeckt. Im Mittelfeld rangierte der Austausch mit dem Partner bzw. mit anderen Paaren sowie das Stichwort „Vorbeugung von Problemen“. Im unteren Mittelfeld lagen religiöse und spirituelle Themen; die „Bedeutung des Ehesakraments“ bildete das Schlusslicht. Am Ende der Brautleutetage wurden die Teilnehmenden wieder

um eine Bewertung gebeten. Die Teilnehmenden haben einen durchweg positiven Gesamteindruck mitgenommen: Der Kurs hat ihrer Beziehung gute Impulse vermittelt und ihnen neue Aspekte bewusst gemacht. „Kirche“ wurde als positiv erlebt. Besonders auf kognitiver Ebene fühlen sich die Teilnehmenden angesprochen. Bemerkenswert ist: Dem Stichwort „Ehe als Sakrament verstehen gelernt“ gaben die Teilnehmenden am Ende einen sehr hohen Wert, obwohl dieses Thema vor Beginn des Kurses in der Erwartungshierarchie ganz hinten stand: „Offenbar ist es den Referenten hier gelungen, den Brautleuten zu neuen Erkenntnissen zu verhelfen, was Gott tatsächlich doch mit ihrer Beziehung zu tun haben könnte. In den lebenspraktischen Konsequenzen (christliche Ehe leben, religiös-spirituelle Impulse), die diese dann bedeuten können, erreichen die Kurse niedrigere, durchschnittliche Werte um den Mittelpunkt.“¹⁹ Etwas ernüchternd wirkt eine erneute Befragung der Brautleute einige Wochen später. Hier zeigte sich, dass die Brautleutetage letztlich keine nachhaltigen Auswirkungen auf der Verhaltensebene erzeugen und auch somit auch keine effektive psychologische Scheidungsprävention leisten; das Zeitkontingent von einem Tag ist für ein solches Ziel schlichtweg zu kurz.

Konsequenzen und Ausblick

Welche pastoralen Konsequenzen ergeben sich aus dem bisher Gesagten für die kirchliche Ehevorbereitung? Auch wenn bei Brautleuten, die kirchlich heiraten wollen, religiöse oder christliche Motive nicht im Vordergrund stehen, sind sie für entsprechende Sinngehalte durchaus offen. Dies gilt auch für den sakramentalen Kern des katholischen Eheverständnisses, dessen existentielle Relevanz den Brautleuten im Vorhinein wenig präsent ist, der ihnen aber im Laufe von Brautleutetagen häufig aufscheint. Nachdrücklich weist die Eichstätter Untersuchung darauf hin, dass unter den Faktoren, die eine christliche Ehe kon-

stituieren und stabilisieren, die Sakramentalität ein integraler Bestandteil ist, der kirchlicherseits „selbstbewusst-optimistisch“²⁰ gestaltet werden sollte.

Da nach einem alten theologischen Grundsatz die Gnade die Natur voraussetzt und sie zur Vollendung führt, ist auch auf dem Gebiet der Ehevorbereitung kein Gegensatz zwischen psychologisch und theologisch fundierten Elementen zu konstruieren; beides ist notwendig und vermag sich gegenseitig zu ergänzen. Jedenfalls stimmt es nachdenklich, dass unter den evaluierten Teilnehmern der Brautleutetage eine qualifizierte Minderheit von 20 % ihre Paarbeziehung so einschätzt wie der Durchschnitt der Paare, die aufgrund von Eheproblemen eine Paartherapie für sich indiziert hat; bei ihnen scheint eine Ehekrise fast vorprogrammiert zu sein.

Für die Zukunft ist denkbar, dass die traditionellen Brautleutekurse eine Art niederschwelliges Grundangebot bilden, das im Rahmen eines theologisch und anthropologisch reflektierten Gesamtkonzepts durch andere Angebote theologisch-spirituelle und psychologischer Art ergänzt wird. Dabei können pastorale Erfahrungen inspirierend wirken, die deutsche und ausländische Diözesen bereits gemacht haben:

- In den „Wegstationen für Brautpaare“, die die Erzdiözese Freiburg seit geraumer Zeit durchführt (früher unter dem Namen „Brautleutewochen“) und die sich sehr guter Resonanz erfreuen, kommen etwa zehn Paare für sechs Tage in einem Bildungshaus zusammen. In diesem geschützten Rahmen haben sie Zeit, über verschiedene Lebensthemen, die die Partnerschaft und Ehe betreffen, nachzudenken und sich darüber mit dem Partner und anderen Brautpaaren auszutauschen. Die „Wegstationen“ werden von einem Team geleitet, zu dem ein erfahrenes Ehepaar (bzw. Eheberater/in) und ein Priester gehören.
- Vom Münchener „Institut für Kommunikationstheorie“ wurden EPL („Ein partnerschaftliches Lernprogramm“) und KEK („Konstruktive Ehe und Kommuni-

kation“) entwickelt, die auch kirchlicherseits rezipiert worden sind. Es handelt sich beide Male um ein präventives Kommunikationstraining, an dem jeweils vier Paare und zwei Trainer(innen) teilnehmen. An ein oder zwei Wochenenden lernen Paare, konstruktiver miteinander zu reden und sich gegenseitig gut zuzuhören. Wissenschaftliche Langzeitstudien haben ergeben, dass diese Kurse die Ehezufriedenheit steigern und die Scheidungsrate effektiv senken.

- Im westfranzösischen Bistum Angoulême gibt es seit einigen Jahren ein Angebot für Brautleute, das Ehevorbereitung und Erwachsenenkatechese miteinander verbindet und das dort in etwa der Hälfte der Pfarreien umgesetzt worden ist. Neun Monate lang trifft sich das Paar mit anderen Brautpaaren, einem Priester sowie Eheleuten aus der Gemeinde. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg, den die Gruppen individuell gestalten. Eine der wichtigsten Etappen auf diesem Weg ist der Gottesdienst am jährlichen „Sonntag des Ehebundes“ („Dimanche de l’Alliance“): Paare, die heiraten wollen, werden namentlich aufgerufen, erhalten eine Bibel und werden gesegnet; anschließend erneuern Paare, die ein Ehejubiläum feiern, ihr Versprechen und werden gesegnet.²¹

In unserer Gesellschaft macht keine andere Institution ähnlich umfassende Angebote zur Ehevorbereitung wie die Kirche. Mit einem beachtlichen personellen und finanziellen Aufwand leistet sie einen ehestabilisierenden und scheidungspräventiven Beitrag von nicht zu unterschätzender Bedeutung, der der ganzen Gesellschaft zugute kommt. Die ihr eigenen theologisch-spirituellen Ressourcen bieten dabei ein beachtliches Potential, das (Braut-)Paaren auch in Zukunft nicht vorenthalten werden sollte.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Nave-Herz, Rosemarie: Die Hochzeit. Ihre heutige Sinnzuschreibung seitens der Eheschließenden: eine empirisch-soziologische Studie

(Religion in der Gesellschaft. Bd. 5). Würzburg 1997, 35f.

² Vgl. ebd. 52.

³ In diesem Zusammenhang ist auch die beachtliche Zahl der wiederverheiratet Geschiedenen zu berücksichtigen, denen eine zweite kirchliche Hochzeit verwehrt ist.

⁴ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): Katholische Kirche in Deutschland. Statistische Daten 2007. Bonn 2009, 23. Vgl. insgesamt hierzu ebd. 20–23.

⁵ Nave-Herz, Rosemarie: Gründe, weshalb Paare kirchlich heiraten, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): Liebe miteinander leben: Zueinander aufbrechen – Familiensonntag 2008 (Arbeitshilfen Nr. 219). Bonn 2007, 12–14. – Zu unterschiedlichen Sinnzuschreibungen der Kasualien vgl. die (nicht-repräsentative) Studie aus dem Erzbistum Bamberg Först, Johannes: Die unbekannte Mehrheit. Sinn und Handlungsorientierungen „kasualienfrommer“ Christ/inn/en. In: Ders. u. Joachim Kügler (Hrsg.): Die unbekannte Mehrheit. Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Eine empirische Untersuchung zur „Kasualienfrömmigkeit“ von Katholikinnen. Bericht und interdisziplinäre Auswertung (Werkstatt Theologie. Bd. 6). Münster 2006, 22–35.

⁶ Vgl. Först: Die unbekannte Mehrheit, 37–40.

⁷ Nave-Herz: Die Hochzeit, 93.

⁸ Vgl. hierzu Lob-Hüdepohl, Andreas: Beachtliches Orientierungspotential. Attraktivität und Plausibilität der christlichen Ehe, in: Herder Korrespondenz 60 (2006) 307–311. Widl, Maria: Die Ehe – eine prophetische Lebensform? Zur Zukunft der christlichen Ehekonzeption unter postmodernen Bedingungen, in: Lebendiges Zeugnis 63 (2008) 188–196.

⁹ Vgl. aus soziologischer und sozialgeschichtlicher Sicht Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. 8. Aufl. Frankfurt a. M. 2004. Peuckert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel. 6. Aufl. Wiesbaden 2005.

¹⁰ Gruber, Hans-Günter: Christliche Ehe in moderner Gesellschaft. Entwicklung – Chancen – Perspektiven. 2. Aufl. Freiburg – Basel – Wien 1995, 149.

¹¹ Hubert Windisch unterstreicht, in der Ehepastoral prinzipiell den Verheißungscharakter der Ehe zu vermitteln. Ders.: Christliche Ehe in heutiger Zeit, in: dialog spezial. Informationen zu Ehe und Familie 4/97, 10.

¹² Denzinger-Hünemann 1800. Vgl. zum Ganzen ebd. 1797–1800.

¹³ So Markus Knapp in Anlehnung an den lutherischen Theologen Oswald Bayer. Ders.: Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit. Würzburg 1999, 144f.

¹⁴ Ratzinger, Joseph: Zur Theologie der Ehe. Veröffentlichung des Ökumenischen Arbeitskreises, in

Greeven, Heinrich u. Gerhard Krems (Hrsg.): *Theologie der Ehe*. 2. Aufl. Regensburg/Göttingen 1972, 81–115, bes. 92.

- ¹⁵ Johannes Paul II.: *Apostolisches Schreiben Familiaris consortio über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 33). 22. November 1981, Nr. 68. Vgl. zu Folgendem ebd.
- ¹⁶ Diese Maxime wird von der Pastoral-Kommission der deutschen Bischöfe auf die ganze Sakramentenpastoral übertragen: *Dies.: Sakramentenpastoral im Wandel. Überlegungen zur gegenwärtigen Praxis der Feier der Sakramente – am Beispiel von Taufe, Erstkommunion und Firmung*. Juli 1993, 25.
- ¹⁷ Die deutschen Bischöfe: *Auf dem Weg zum Sakrament der Ehe. Überlegungen zur Trauungspastoral im Wandel*. 28. September 2000. (Die deutschen Bischöfe 67), 44.
- ¹⁸ Die Ergebnisse der Studie sind publiziert bei Wonka, Markus: *Kirchliche Ehevorbereitung. Spannungen – Herausforderungen – Chancen*. In: Müller, Stephan E. u. Erwin Möde (Hrsg.): *Ist die Liebe noch zu retten? Brennpunkt Partnerschaft, Sexualität und Ehe* (Glaube und Ethos. Bd. 1). Berlin 2004, 209–242. Vgl. ebd. 215.
- ¹⁹ Ebd. 229. Vgl. hierzu ebd. 228–235.
- ²⁰ Ebd. 241.
- ²¹ Diese Initiative liegt auf einer Linie mit der Schrift „Proposer la foi“, zu deutsch: *Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft*. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996. (Stimmen der Weltkirche 37) 11. Juni 2000.

Leserbriefe

Zu Michael Grütering, „Der Tod ist das Tor zum Leben“ (Heft 11/09, S. 337–338):

„Unser Freundeskreis unter den Toten wird größer.“ So begann Max Frischs Totenrede für seinen Freund Peter Noll. Daran musste ich denken, als ich Michael Grüterings Beitrag gelesen habe, denn letztlich ist dies ja der Stachel des Todes, der trotz aller Auferstehungshoffnung eine Wunde reißt, wenn ein naher oder nächster Mensch stirbt – er wechselt zwar vom präsenten zum jenseitigen Freundeskreis, hinterlässt aber zunächst eine Lücke, die zunächst ebenso schmerzlich wie unfassbar ist und absurd erscheint.

Ich vermag nichts über das Teilnahmeverhalten von Klerikern an Beerdigungen ihrer Mitbrüder beizutragen, wohl drängt es mich, an dieser Stelle eine Reihe eigener und mitgeteilter Erfahrungen zu Priestern und Beerdigungsdienst generell weiterzugeben. Sie haben alle mit dem Eindruck zu tun, der sich durch priesterliches Tun, bürokratisches wie liturgisches, und Unterlassen bei zahlreichen Angehörigen von Verstorbenen im Umfeld des Begräbnisses kontinuierlich verstärkt, und zwar dahin gehend, dass „die Kirche“ kein Interesse mehr daran hat, ihre Mitglieder würdig unter die Erde zu bringen und den Trauernden in ihrer Not auch nur zu begegnen. Es gibt Pfarrer, die ob der Bürde ihre Leitungsaufgaben es grundsätzlich ablehnen, noch selber zu beerdigen; es gibt Priester, die diesen Dienst sichtbar teilnahmslos bis widerwillig tun. Bei der Beerdigung meiner Schwiegermutter, einer treuen Seele ihrer Gemeinde über 75 Jahre, hatte es die Familie mit drei verschiedenen Priestern der Pfarrei nacheinander zu tun, allen musste – am Telefon – jeweils aufs Neue aus dem Leben der Frau erzählt werden. Was dann am Ende rauskam, veranlasste einen Verwandten zu der Einschätzung, dass jeder Hund feierlicher begraben werde.

Was ich damit sagen will: Es mangelt nicht nur an den offenen Priestergräbern an christlicher Solidarität über das Grab hinaus, sondern es deutet alles darauf hin, dass die Bedeutung

dieses letzten Dienstes für einen Verstorbenen – das siebte der leiblichen Werke der Barmherzigkeit – zunehmend gering geschätzt und/oder ignoriert wird. Übersehen wird dabei, dass dies ja gleichzeitig (wenn nicht vor allem) Dienst an den Lebenden ist, die gerade in ihrer Trauer bedürftig und empfänglich sind für ein gutes Wort, das über den Toten gesprochen wird, das tröstet und von Ängsten befreit und den Blick öffnet für die größere Hoffnung, die Heimat bei Gott. Ich bin davon überzeugt: Wer den Beerdigungsdienst sorgfältig versieht, ist ohne zusätzlichen Aufwand missionarisch tätig – an verhalten Glaubenden wie an Nichtglaubenden. Wer dies nicht tut, lässt eine gewaltige pastorale Chance ungenutzt. Menschen, und zwar aller „Sorten“, haben gewöhnlich ein feines Gespür für das Wesentliche. Gerade auch, wenn es fehlt.

Hoffentlich hört es jemand, wenn Michael Grütering dereinst gegen den Sarg treten muss, und weiß dann, was los ist bzw. was fehlt.

Bernhard Riedl, Brilon

Literaturdienst

Albert Gerhards, Martin Struck (Hrsg.): Umbruch – Abbruch – Aufbruch? Nutzen und Zukunft unserer Kirchengebäude (Bild – Raum – Feier. Bd. 6). Schnell + Steiner, Regensburg 2008. 224 S.; 19,90 Euro.

Dass christliche Mehrheiten in der Bevölkerung im Schwinden begriffen sind und volkswirtschaftliche Strukturen wegbrechen, macht kaum ein Phänomen so augenscheinlich, wie die – v.a. für die Pfarreien – schmerzliche Erfahrung, wenn Kirchen geschlossen, einer anderen Nutzung zugeführt oder gar abgerissen werden. Mit den Kirchengebäuden steht nicht nur Stein gewordenen christliches Bewusstsein und Lebensgefühl zur Debatte, sondern zugleich die kulturelle Identität der Gesellschaft – wie unzweifelhaft das Echo auf die Kirchenschließungen in den Medien belegt. Angesichts zurückgehender Zahlen der Gottesdienstteilnehmer und schwindender finanzieller Ressourcen ist das Ende des Prozesses noch nicht abzuse-

hen. Umso drängender ist die Herausforderung, Kriterien und Orientierungen zu finden.

Der o.g. Titel stellt sich dieser Herausforderung. Er geht auf zwei Tagungen zurück, die 1997 und 2006 vom Verein für Christliche Kunst im Erzbistum Köln und im Bistum Aachen e.V. veranstaltet wurden, und ist um weitere Beiträge erweitert worden. Damit dokumentieren die Autoren, deren Beiträge hier leider im Einzelnen nicht vorgestellt werden können, gewissermaßen ein Stück „work in progress“: Sie erheben ihre Stimme in einer Entwicklung, deren Fortschreiten nicht zuletzt die beiden Tagungen dokumentieren. Zugleich kristallisieren sie hierbei Perspektiven heraus, die einen konstruktiven Umgang mit den zur Disposition stehenden Kirchen ermöglichen und Handlungsoptionen aufzeigen. Allgemeingültige Lösungsvorschläge sind selbstverständlich nicht möglich, doch lassen sich mit einem der Herausgeber einige Maßnahmen benennen: Wahrnehmen des Gesamtbestandes der Sakralgebäude und ihres Inventars, Bildung eines Bewusstseins auf allen Ebenen für die Möglichkeiten der Kirchenräume, Begleitung der Prozesse, Dokumentation und Reflexion der Transformationsprozesse.

Das breite Spektrum von Fachleuten, die hier v.a. aus den Bereichen der Theologie, Pastoral und Architektur sowie aus Theorie und Praxis zur Wort kommen, weisen die Facetten der Frage nach „Nutzen und Zukunft unsere Kirchengebäude“ auf. Wichtige Aspekte, die in dem Sammelband thematisiert werden, lauten u.a.: Kirche in der Stadt, Situation auf dem Land, pastoraltheologische Aspekte, die Sicht der staatlichen Denkmalpflege, Kirchenbau und Kirchenidentität, Kirche als liturgischer Raum, Präsenz der Kirche in der Gesellschaft. Ein Anhang mit s/w-Abbildungen illustriert die Ausführungen.

In der vorliegenden Zusammenstellung ist das Buch gleichermaßen eine gute Informationsquelle, um den Stand der Diskussion kennenzulernen, als auch eine wertvolle Anregung, Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Abschließende Ergebnisse darf man nicht erwarten. Dennoch verdient die Veröffentlichung das Interesse des Wissenschaftlers ebenso wie des Seelsorgers.

Alexander Saberschinsky

Unter uns

Auf ein Wort

So könnten wir von Gott sprechen: wie von einem anspruchsvollen und darum oft auch unbequemen Freund. Wo wir uns auf ihn einlassen, wachsen wir über uns hinaus; aber vielleicht müssen wir ebendeshalb unsere kleine Kuschelecke verlassen. Wenn in der Bibel vom „Erschrecken“ angesichts der Begegnung mit Gott gesprochen wird, dann dürfte darin gerade diese Erfahrung stecken. Oft folgt auf dieses Erschrecken das Wort des Gottesboten: „Fürchte dich nicht!“ Damit ist nicht Richtigstellung gemeint, als gebe es keinen Grund zum Erschrecken, sondern das „Fürchte dich nicht!“ ist ein ermutigender Zuruf: Wag es, dich auf diese spannende Begegnung einzulassen.

(aus: Franz-Josef Nocke, Liebe, Tod und Auferstehung. München 2005, 219)

Erfahrungsaustausch

Zwei Pfarrer unterhalten sich.

„Eine gute Messe zu halten, ist wirklich nicht leicht. Ich arbeite immer bis tief in die Nacht an meiner Predigt und kann dann hinterher nicht einschlafen.“

Sein Amtsbruder weiß Rat: „Lies doch einfach mal einen von deinen Predigttexten.“

Vorausgedacht

Die Christmette ist auch in diesem Jahr wieder so gut besucht, dass viele stehen müssen. Doch der Pfarrer ahnt schon, dass er die meisten dieser Gottesdienstbesucher erst bei der nächsten Christmette in einem Jahr wieder sehen wird, denn außer zu Weihnachten ist die Kirche während des Sonntagsgottesdienstes nur spärlich gefüllt. Und so verabschiedet er die Kirchgänger mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen allen ein frohes Weihnachtsfest, und den vielen, die sich erst in einem Jahr wieder hier einfinden werden, ein glückliches neues Jahr, gesegnete Ostern, schöne Pfingsten und einen erholsamen Urlaub.“

Es kommt immer schlimmer

Der Pfarrer trifft Herrn Schmidt, der schon lange nicht mehr im Gottesdienst war. Er fragt ihn, ob er sich denn gar nicht mehr in der Kirche sehen lassen wolle.

„Daran sind Sie selber schuld“, erklärt er dem verdutzten Pfarrer. „Als man mich zum ersten Mal in die Kirche brachte, begoss man mich mit Wasser. Das zweite Mal, bei meiner Firmung, bekam ich eine Ohrfeige. Das dritte Mal war es am schlimmsten; da wurde mir eine Frau ange-dreht, die ich nicht mehr loswerde. Ich habe daraus gelernt.“

„Ich kann es nicht ändern“, antwortet ihm der Pfarrer, „aber es wird noch schlimmer kommen. Beim letzten Mal werde ich mit Erde nach Ihnen schmeißen.“

(aus: Das Hausbuch des christlichen Humors. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2009. ISBN 978-3-7462-2592-0)

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E